

XIII<sup>b</sup> 61, 23

# Ruffen und Deutsche.

---

## Ein Schreiben

an den

Redacteur der „Deutschen Revue“,

Herrn Dr. R. Fleischer,

von

Fürst Nicolaus Galitzyne.



Heidelberg.

Carl Winter s Universitätsbuchhandlung.

1888.

Heidelberg, den 18. Juli 1888.

Geehrter Herr Redacteur! In dem Moment, wo ich die Feder ergreife, um Ihnen folgende Zeilen zuzufenden, da richtet erfreut und jubelnd die Welt ihren Blick auf ein herrliches Bild, das uns im Norden erscheint. Schön wie ein Traum durchstreift es die blauen Wellen der See; die Nymphen und Nereïden der tiefen Fluthen tauchen empor und lächeln entzückt und bewundernd; der alte Neptun selbst mit dem uralten Dreizack führt die Reihe seiner See-Undinen und forgt für die Wohlfahrt des prächtigen Geschwaders, welches rasch über die Wellen dahineilt. Und leise, kühl und sanft wehen die Winde von West nach Ost; glänzend und schön segeln die Schiffe, weit breitet sich die Flagge aus, auf welcher das Wort «Friede» gar deutlich zu lesen ist. Es begiebt sich zur baltischen Küste ein großer Fürst, ein junger Herrscher, dessen Regieren und Thun erhaben und thatenreich zu sein verspricht. Er landet mit reiner Seele und treuem Herzen, mit den Worten der Wahrheit im Munde. So fühlen wir es Alle, so denken, so muthmaßen wir. Sei denn die Fluth Ihm hold, das Segeln glücklich und ungestört. Die Gefühle, die er da findet, die Hände, die er da drücken wird, werden so herzlich, so aufrichtig sein. Kein Zweifel darüber!

Wie schon gesagt, dieses schöne Bild lächelt mir vor den Augen, indem ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen meine aufrichtigen Gedanken und Aeußerungen zusende, welche, durchaus friedlich und treuherzig gemeint, dem Papier anvertraut werden. Mit Druck-Tinte und auf Druck-Papier schreibe ich sie sogar nieder, denn es wäre wohl Zeit, am gelegensten im jetzigen Momente, einmal aufrichtig die große und schwerwiegende Frage über unsere, der Deutschen und der Russen, Verhältnisse zu besprechen. In dieser Hinsicht hat es uns beiden immer an Aufrichtigkeit gefehlt. Nun, wollen wir doch einmal versuchen, offen zu sprechen.

Wäre aber so ein Versuch möglich? Darüber könnte man zweifeln, da die «res germanicae» und die «res russicae» in den letzten 15 Jahren ziemlich schroff gegen einander sich gestaltet haben und man wohl auf bittere Erinnerungen und Ränke stoßen könnte. Die Diagnose eines schon veralteten, theils chronisch gewordenen, theils acuten Leidens ist durchaus nicht leicht zu stellen, besonders im Gebiete der alten gehässigen Dirne Clio. Die Erörterung so eines Themas könnte auch die Grenzen eines kurz gefaßten Geständnisses überschreiten. Geruhen Sie also, daß ich nur so tief mit dem Prüfungs-Scalpel eindringe, als es das Maaß nur einiger Seiten mir gestatten wird. Ueberzeugung und Wahrheit, soweit diese aus der Tiefe des Gemüths eines Individuums entspringen, brauchen auch nicht sehr plauderisch zu sein. Je kürzer aber die Aussage ausfällt, desto schmerzhafter berührt das Messer die gereizten Nerven, und beiderseits könnte es Unmuth und Mißstimmung hervorrufen. Darauf bin ich im voraus gefaßt. Mit rücksichtsvollem Zartgeföhle prüft man nicht in jetzigen Zeiten den Weg der Wahrheit. Stützen wir uns auf das «similia similibus» der Homöopathen! Unsere Verhältnisse leiden am meisten an Nervosität: so schonen wir nicht unsere Nerven, so lange es nöthig ist, eine Diagnose des Zustandes festzustellen und eine Besprechung über die weitere Cur des bedenklichen Uebels abzuhalten.

«Macte animo!» Das Gefühl der ausgesprochenen Wahrheit, der objectiv-historischen Anschauung soll mir Muth geben, meine Gedanken und Aeüßerungen nicht mit Abschweifungen, Zurückhaltung oder Verschwiegenheit zu durchstreifen. Ich soll auch dabei nicht denken, — wem ich gefalle oder mißfalle. Aus freier Hand soll gesprochen werden, aus freiem Gemüth und aus freier Ueberzeugung.

---

Die mir vorliegende Frage wollen wir, geehrtester Herr, nicht «ab ovo» untersuchen und in die tiefen Gruben der uralten Geschichte uns einlassen. Vor Allem würde uns der Umfang dieser Zuschrift solches nicht gestatten. Ueberlassen wir dies den vorurtheilsfreien Forschern der Jahrhunderte, die fern und weit hinter uns stehen. Für uns wäre genügend, sich zu erinnern, daß Germanen und Slaven von der lieben Clio seit Jahrhunderten zu Nachbarn geschaffen wurden. Am baltischen Ufer stießen wir bald zusammen, nicht weil die Nachbarn überhaupt dann und wann in Kampf gerathen müssen, sondern in Folge des Bedürfnisses für Rußland, einen festen Fuß an der Meeresküste zu gewinnen, unsern einzigen Ausgang nach Westen zu sichern. Der Keim der Feindschaft ging mit den Jahren leicht zur Gährung über und Deutschthum sollte der Gegner des Slaventhums auf lange Zeiten werden. Der Kampf dauerte bis jetzt, denn die historischen, nationalen Triebe löschen ja nicht aus, da sie unerschöpflich sind. Auf welche Art es übrigens auch war, wir kamen mit unsern Nachbarn in Verbindung seit tausend Jahren, und flüchtig nur werde ich erwähnen, daß bei der Gründung des russischen Staates wir dieser Nachbarn und Ausländer sogar nicht entbehren konnten. Seien Rurik, Sincous und Truwor Normannen oder Warägen gewesen, genug — sie sollen Fremde gewesen sein, und Graf Alexis Tolstoy in seiner trefflich gedichteten Satyre: «Kurzgefaßte russische Geschichte von den Zeiten Gostomysl's

bis Timascheff»\*) meint fogar, diese Stamm Fürsten waren aus deutschem Blute.

«Verfuchen wir's einmal», antworteten die drei Brüder auf den Vorschlag der ruffifchen Gefandten — «nach Rußland überzufiedeln, das Land zu regieren, um darin Ordnung («porjadok», mundus) zu schaffen», an welcher es am meiften fehlte. So kamen die drei Ausländer und regierten das Land: das erste Blatt unferer Gefchichte deutet also auf eine Verbindung, einen Zusammenhang mit dem Auslande, welches damals für uns allein das germanifche Land war. Außerdem stand von jeher die alte Stadt Pskow und das Nowgorod'sche Gebiet in den nächften Handelsverbindungen mit den Hanfa-Städten. Der Kampf mit dem deutschen Orden nahm ein Ende erst im XVII. Jahrhundert. Wir blieben die Sieger und ficherten die für uns fo unentbehrliche Nord-West-Grenze; den Schlüssel aber zum Thor nach Europa bekamen wir erst später, als Peter die baltifche Küfte an sich zog. Dieser Schlüssel wird nie aus unseren Händen fallen.

Wie aber bekannt, war schon zu Zeiten des großen Monarchen der Anſchluß Rußlands an Europa, resp. Deutschland, nicht allein im politifch-geographifchen Sinne ins Leben gerufen. Gegenfeitige Verbindungen schnitten immer mehr in das Staatsleben und den Privatverkehr ein, vorzüglich aber in die Gebiete der Künfte, des Militärwesens, der Wiſſenſchaft und des Gewerbes.. Das ſtandesmäßig organifirte Heer wurde von deutschen Inſtruktoren geordnet und gefchult. Freilich, Moskau befand ſich — manches gelitten zu haben von den Wühlereien der deutschen Leibgarde des falſchen Demetrius; dem Einfluffe der Deutschen wurde wohl nicht ſeitens der altruffifchen Partei gehuldigt, der Partei, welche auch energifch ſich ſträubte gegen Aufklärung, europäifche Sitte und Reform. Allein die Stunde

---

\*) Abgedruckt in der Zeitschrift «Ruſſkaja Starina», 1885.

hatte im historischen Räderwerke schon geschlagen; der Bund mit Europa ward geschlossen, eine mächtige Hand riß die verrosteten Ketten los, die uns umgaben. Die Macht und Zukunft Rußlands stützte sich auf die Annäherung, auf den Zusammenhang mit Europa, und der «große Arbeiter» bot alle seine titanischen Kräfte auf, um sein Land zu europäisiren, «per fas et nefas». Der Zwang und die Civilisation, mit denen er sein Volk und sein Land durchkeilte, gefielen nicht den schlaffen Boyaren, welche oft in Opposition gegen den schleudernden Herkules geriethen. Man beschuldigte, wie gewöhnlich, mehr die Folgen, als die Ursachen; man empörte sich mehr gegen die Ausländer, als gegen den Urheber der Reform. Dennoch, Niemand wagte die großen Fortschritte, das Große und Würdige zu leugnen, was man den Ausländern, oder kurz gefagt, den Deutschen, den «Niemtzy» zu verdanken hatte. Noch zu Zeiten von Peter's Vater, des Czaren Alexei Mikhailowitsch, entstand in Moskau das «deutsche Viertel», die «Niemetzkaia Sloboda», wo Peter seine jungen Jahre verlebte, wo er Achtung und Vorliebe zu Europa schöpfte. Den ausländischen Officieren dieser «Sloboda» mußte man Vieles verdanken in den glänzenden Siegen Peter's, in seinen ruhmvollen Kriegen im Westen und im Süden; ihnen verdankte man auch die Idee einer russischen Flotte, welche emporstieg, als Peter kaum das Fenster in Europa eingeschlagen hatte. Der Ausländer und das Ausland war dem großen Monarchen durchaus lieb, insofern sie den Russen nicht schadeten, sondern im Gegentheil dem großen Lande einen Vortheil darboten, ihre Kenntnisse kundgaben und ihre Energie ausübten. Der Kaiser ging auf Reifen, sandte Jünglinge nach Europa, um zu lernen; Schaaren von fremden Einwanderern folgten dem «großen Arbeiter» nach Rußland, darunter waren wohl  $\frac{2}{3}$  reine Deutsche. Diese Zahl verstärkte sich durch das Eindringen ins russische Leben der baltisch-deutschen Aborigenen.

Der Sieg blieb in Peter's Händen. Sein Volk wurde ge-

nöthigt, mit den Ausländern Frieden zu schließen, mit ihnen gemeinschaftlich zu leben, auf einen weiteren Kampf gegen die Thätigkeit der Einwanderer zu verzichten. Man überließ den «Deutschen» das schöne und breite Gebiet des Geistes, der Intelligenz, der Kunst, der Gewerbe, der Erziehung und Wissenschaft, und lange noch, mehr als ein Jahrhundert, haben sie dieses Gebiet auch in ihren Händen behalten. Der leichte Zutritt zu dem Staatsdienst und den Amtswürden wurde ihnen auch vollkommen gestattet. Eheliche Verbindungen mit deutschen herrschenden Häusern gaben dem Einflusse des Germanismus noch mehr Gelegenheit, sich zu verbreiten und unter hohem Schutze sein weiteres Wachsthum auszuüben.

So hatten von Peter's Tode an bis zu Elisabeth's Zeiten die Deutschen die Oberhand in Rußland und freuten sich der höchsten Anerkennung seitens des Hofes und der Regierung, welcher sie zuweilen weit näher standen als die Russen. Diese Zeit (1726—1741) hat aber wohl für das nationale Gefühl der Russen ziemlich schmerzvolle Erinnerungen zurückgelassen, denn das graufame Wort der «Bironowschtschina» (der Zeiten der Biron's) klingt noch bis jetzt in den Ohren der russischen Nation als ein schreckliches und gehaßtes Epitheton. Biron übrigens war mehr Repräsentant des baltischen Stammes und seiner Kultur; schnell auch war seine Macht vorüber. Die deutsche Partei wurde sogleich geschwächt, als Elisabeth den Thron bestieg, da sie Neigung zu allem Französischen besaß: dennoch blieb sie eine Stock-Russin. Die Deutschen flüchteten in die Umgebung des Thronfolgers (später Peter III.), eines holsteinischen Prinzen, welcher Rußland verachtete, nur mit Deutschen Beziehungen hatte und Friedrich dem Großen die größte Ehrfurcht zollte. Seine persönlichen Sympathien hatten keinen Einfluß am Hofe; wir kämpften sogar zu der Zeit mit Preußen, und wenn ich erwähnen darf, nahmen wir Berlin ein, wo die Kaiserin, in der Absicht, die preußische Residenz womöglich schneller zu russifi-

ciren, fogleich ein griechifch-orthodoxes Nonnenklofter ftiften wollte. Diefes Sieges ftellte das nationale Bewußtfein Rußlands zufrieden, und da der Ruffe immer der herzlichfte von den Siegern gewesen, fo ward bald Alles vergeffen, und der Friede zwischen Ruffen und Deutfchen herrfchte vollkommen zu Zeiten der großen Katharina, obgleich fie ruffifche Talente hauptfächlich unterftützte und emporbrachte, ihre Sympathien aber ganz offenherzig der franzöfifchen Kultur widmete. Die glänzende Periode ihrer langen Regierung hob die nationalen Kräfte Rußlands, jedoch war die Kaiferin nicht vor den Deutfchen und Ausländern zurückhaltend und überließ ihnen vieles im Lande, ganz wie früher — im Gebiete der Erziehung, Wiffenfchaft, Kunft und Gewerbe. Gefetzlich und erfolgreich haben die Deutfchen darin dem ruffifchen Volke und Staate die größten Leistungen geliefert, die größten Verdienfte erworben. Zu Paul's Zeiten waren die Deutfchen wieder fehr angenehm am Hofe und in den hohen Aemtern, da einerfeits die großmüthige Kaiferin Marie aus deutschem Haufe ftammte und andererseits der Kaifer die größten Sympathien für alles das, was fein Vater (Peter III.) für gut gehalten und lieb hatte, hegte. Die Zeiten Alexander's des Gefegneten (obgleich ziemlich kosmopolitifch und nach franzöfifcher Sitte erzogen) gefielen den Deutfchen nicht fchlecht. Im Jahre 1814 gab er fogar den ruffifchen Generälen deutschen Ursprungs ein Zeugniß feiner Zuneigung in einer Anfprache, welche dahin lautete: er finde, daß alles Große, was in dem glänzenden Kriege erzielt und gethan worden war, fei am meiften den ruffifch-deutschen Generälen zu verdanken, mit welchen er am zufriedenften gewesen wäre, — eine Aeufferung, welche die größte Mißftimmung unter der ruffifchen Militärobrigkeit hervorrief. Der Kaifer war vermählt mit einer badifchen Prinzeffin, mit Preußen ftand er auf dem freundschaftlichften Fuße; er und die ruffifche Armee arbeiteten uneigennützig an der Her-

stellung und Befreiung des deutschen Landes; er schloß mit Preußen und Oesterreich das «Heilige Bündniß»; sogar im Gebiete des Glaubens und der Pietät schloß er seine Sympathien zuweilen an die damaligen Lehren der deutschen Mystiker und Missionare, huldigte der Frau von Krüdener, gründete nach protestantischen Grundrissen die Bibelgesellschaft, ließ nun aus Deutschland nach Süden und Polen eine Menge Kolonisten, Gewerbsleute, Fabrikanten etc. kommen. Dies könnte wohl beweisen, daß er durchaus kein Feind von Deutschland war, und daß zu seiner Zeit Rußland in den besten Beziehungen zu seinen germanischen Nachbarn stand.

Die Pietisten- und Missionarexperimente fielen freilich sehr bald nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus durch, da dieses mystische Gewühl durchaus nicht für Staat und Volk paßte; jedoch die Vorliebe für Deutsche blieb auch weiter in den Regierungskreisen als ein hervorragendes Symptom, als ein Motto, welches die ganze Zeitdauer der Regierung des großen und thatenreichen Monarchen, des hochherzigen Beschützers jedes reinen Strebens, sehr kräftig und thätig war. Dem Deutschen ginge es besser und leichter im Leben, im Dienste, als dem Russen, meinte man überall. Es wurde sogar das Märchen erzählt, daß der Kaiser auf die Anfrage, welche an einen verdienstvollen Russen gerichtet war, was er eigentlich als Belohnung seiner Leistungen sich wünsche, die Antwort bekam: «Machen Sie mich, Majestät, zu einem Deutschen»! Si non è vero

Das Märchen hatte wohl keinen Anschein von Realität, indeffen deutete es auf die vorzügliche Stellung der Deutschen in Rußland während des Kaisers Nikolaus Zeit; es deutet auch wohl darauf, daß diese Vorzüge dem russischen Publikum nicht gefielen, daß es dieselben für sehr ungerecht hielt. Wie sicher auch die Erzählung gewagt ist, eben so sicher ist es dennoch, daß die Mißstimmung gegen den Germanophilismus der regierenden und einflußreichen Kreise sehr hoch gestiegen und eine Reac-

tion durchaus zu erwarten war. Diese Reaction hatte ihren Wohnsitz schon längst im Herzen des Landes angelegt, im alten Moskau mit seinen sogenannten slavophilen und altrussischen Parteien und mit deren Lehren und Dogmen. Die Reaction kam auch leicht zum Wirken, sobald der Kaiser Nikolaus, der einzige Gebieter Europas, dahinschied. Neue Zeiten kamen zum Vorschein, neue Gestirne funkelten am russischen Horizont. Die starke und einigermassen dürre Hand des Selbstherrschers war nicht mehr zu spüren, die individuellen Gefühle machten sich mehr Licht. Ein Wehen der Freiheit ging über Flur und Feld, und das nationale Gefühl bekam das Recht und die Möglichkeit, sich hören zu lassen.

Die Reaction erschien um so stärker, je schwerer der gesammte Druck der verfloffenen 30 Jahre auf dem Lande lastete. Der Satz der moskauer Slavophilen, sowie der Förderer der europäischen Cultur («Zapadniki») lautete: es sei nun Zeit, sich von der Vormundschaft und dem Einfluß der Ausländer und Deutschen zu befreien; Land und Volk hätten schon längst die nöthige Reife erreicht, um eigenthümliche Cultur zu fördern, um eigene Talente, Triebe und Fähigkeiten ans Licht zu bringen; die Lehrjahre seien vorüber. Die Theorie ging sehr bald in Praxis über, da die Regierung auch vollkommen ihr zustimmte; und in der That begann ein dumpfer Kampf, ein Ausrotten des Germanismus, sogar aus den Gebieten, wo er seine Rolle noch nicht abgepielt hatte und seine Ziele weit nicht erreicht waren, wo man ihn, ganz aufrichtig gesagt, noch nicht entbehren konnte. Dieses ungestüme Treiben ging progressiv immer rücksichtsloser vor und berührte auch Wissenschaft und Pädagogik, das heißt solche Kreise, wo die Deutschen die rühmlichsten Verdienste sich erworben hatten, und wo wir kein genügendes und adäquates russisches Material besaßen. Bei dieser Gelegenheit freue ich mich, an die energischen Worte Katkoff's erinnern zu können, die er äußerte zur Zeit, als diese Ausrottung des Germanismus

in den höchsten Kreisen der Intelligenz vorging und sich bis zum Personal der Akademie der Wissenschaften hinzog. Die Presse erinnerte bei dieser Gelegenheit und belehrte das Publikum über die alten Streite, welche von jeher, besonders vor 100 Jahren, zur Zeit Lomonoffows und Tauberts, zwischen der russischen und deutschen Partei inmitten der Wände der akademischen Aula vorgingen, um die erneuerte Fehde zu rechtfertigen. Katkoff sprach sich laut aus über die ewigen, unsterblichen Verdienste der deutschen Akademiker und Gelehrten und billigte nicht dieses Treiben und Drängen. Sei ihm denn nun, dem späteren Kämpen gegen Deutschland, eine Anerkennung seiner Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit gebracht.

Dieses so oft von mir gebrauchte Wort «Dankbarkeit» wird meinen Landsleuten wohl nicht gefallen. Denn diejenigen sogar, welchen es unmöglich ist, die großen Verdienste der Deutschen in Rußland zu verneinen, finden einen Ausweg, um sich von der schweren Pflicht der Anerkennung zu befreien, indem sie meinen — die Deutschen haben ja nicht aus Menschenliebe allein bei uns ihr Bestes geleistet. Sie bekamen Lohn und Auszeichnungen, befanden sich gut und viele kehrten in ihre Heimath sogar begütert und glücklich. Wie seltsam so eine Argumentation auch erscheine (denn es wäre geradezu lächerlich und durchaus unmöglich für Jemanden, seine Zeit, sein Leben, seine Kunst und Wissenschaft einem fremden Volke umsonst zu widmen und sich nur von der Idee des erfüllten Berufes zu sättigen), dennoch ist diese Redensart im Munde der Meisten: «sie haben es vergütet erhalten», heißt es, und damit ist die Rechnung geschlossen.

Nein, mein Herr! Damit ist sie noch bei weitem nicht geschlossen. Dankbarkeit, die wir im Allgemeinen den Ausländern schulden, ist eine unermessliche, eine unbegrenzte, denn die Geschichte zeigt ja deutlich, daß wir um mehrere Jahrhunderte zu Zeiten Peter's zurückstanden hinter der westlichen Cultur, welche

in Rußland mit Gewalt eingepflanzt wurde durch die Lehrer, die zu uns aus Europa kamen, uns erzogen und aufklärten. Und wie weit entfernt steht noch jetzt unsere Civilisation und Wissenschaft von der westlichen! Die Regierung Alexander's II. war durchdrungen von einem energischen Triebe zur Europäisirung Rußlands; so stände denn die neue Richtung des nationalen Aufschwungs (welcher die Ausländer beseitigen wollte) in gewissem Widerspruche mit der allgemeinen Tendenz. Es ist Thatfache, daß die Lehren der sogenannten moskauer Slavophilen in Betreff der inneren Politik durchaus Beifall fanden und den Sieg errungen haben. Die Lehren meinten ja — Rußland und Russen wären schon fähig, ihre eigene Cultur auszubilden, eigene Wissenschaft, eigenes Leben, eigene Ideale. Nichts hätten sie mit Europa gemeinsames; man müsse sogar zu den Zeiten, welche hinter der Reform Peter's liegen, zurückkehren, denn da sollen die Quellen des russischen Daseins liegen, Rußlands Stärke, Größe, Unüberwindlichkeit; da fände man die moralischen und psychischen Kräfte des reinen Slavismus, welcher des Westens entbehren könne und müsse. Einige von den begeisterten Theoretikern übten sogar die nationale Tracht zu gebrauchen. Der Patriarch des Slavophilismus, der gelehrte Geschichtsforscher Pogodine, ging noch weiter, indem er behauptete, daß nur das vormongolische Zeitalter, das wahre Eden, den treuen Sinn des Ruffenthums darbot. Natürlich lösten sich sehr bald diese Ausschreitungen und stießen schroff an das praktische Leben; jedoch der nationale Aufschwung belebte alle Geister und wird auch nicht erlöschen. Insofern haben die Theorien der Slavophilen, an welche sich auch, in dieser Hinsicht, die «Zapadniki» bald angeschlossen, vieles für das Land geleistet. Das wird wohl den Deutschen durchaus klar sein, da dieselben, durchdrungen von ihrem nationalen Gefühle, die großen Thaten der neuen Zeiten geleistet haben und nur mit Hülfe dieses Aufschwunges leisten konnten. Leider geschah es, daß der National-Egoismus und

der nationale Stolz eine Ausartung der reinen Triebe darboten; verblendet und berauscht, konnten wir keiner Rede von historischer Dankbarkeit mehr beistimmen. Diese Tugend, diese Pflicht oder dieses Gefühl findet sich in jetzigen Zeiten ja immer feltener, sogar im Privatleben, in den intimsten Verbindungen. Wie sollten wir es denn erwarten, wenn es sich um eine historische oder nationale Dankbarkeit handelt? Dazu ist die Menschheit zu verdorben, der Stolz und Egoismus zu groß, das Gedächtniß zu schwach, die Gefühle zu abgemattet! Das Princip soll aber deshalb durchaus nicht aufgelöst und aufgegeben sein, und ich wiederhole mit besonderem Nachdruck, daß Rußland an Deutschland unendlich viel Anerkennung schuldig ist für all das Gute, was es von ihm in früheren Zeiten entnommen hat, für Wissenschaft, Aufklärung und Cultur. Und wer mir darauf entgegenen möchte, dem werfe ich dreist den Fehdehandschuh vor. Und möchte man es mir wegen so einer lauten Aeußerung übel nehmen, so scheere ich mich den Kukuk drum: denn was ich behaupte, ist Wahrheit.

Der Aufschwung des National-Gefühles, der auch zuweilen in National-Egoismus, öfters aber in Prahlerei überging, dauerte immer weiter und erstreckte sich über Kunst und Gewerbe. Man ging sogar auf Kleinigkeiten ein; das deutsche Handwerk sollte auch weichen: die meisten deutschen Bäcker in Petersburg (deren Anzahl überwiegend war) waren genöthigt, ihr Geschäft aufzugeben. So ging es auch in anderen Branchen; nur große, selbständige und wohlhabende Firmen blieben zurück und trotzten dem Drange. Mit andern Ausländern ging es auch meistens ebenso. Die Franzosen verschwanden sehr rasch; die Engländer, die ein Jahrhundert lang in dem Wassili-Ostrow'schen Stadttheile jenseits der Newa wimmelten, machten sich auch allmählich auf die Sohlen. Und dennoch, ungeachtet dieser Lüftung, steckt auch bis heutigen Tags der kolossale Export-Handel in den Händen der Ausländer. Wir haben es verstanden,

sie zu entfernen, aber sie zu ersetzen ist bis jetzt nicht gelungen. Das «warum» wollen wir nicht berühren. In einer Hinsicht waren uns jedoch die Ausländer, resp. die Deutschen, durchaus nothwendig. Sobald sich Geldnoth fühlen ließ (und dies geschah wohl oft während der Reform-Aera, die sehr großer Mittel bedarf), dann richteten wir unsere Blicke immer nach Berlin. Das Placement war gut, wir bekamen das Geld, aber die Folgen sind bekannt: Berlin ist zu dem Hauptsitze unserer finanziellen Leiden geworden, und die deutsche Börse gestaltete sich zum einzigen Regulator unserer Valuta.

Wollen wir die Frage unberührt lassen, ob überhaupt an die Stelle der Deutschen und Ausländer, die sich zurückzogen, in allen Branchen der Industrie und Wissenschaft sofort passende und gediegene Vertreter emporstiegen; genug, die Idee und der Trieb zur Selbständigkeit schritt, ganz der historischen Entwicklung gemäß, in's Leben ein. Dieses war eine Logik der Geschichte, ein Resultat des Wachstums des politischen und nationalen Organismus. Jedoch wurden dabei manche grobe Fehler begangen, Fehler, die, abgesehen von den späteren politischen Mißstimmungen, vieles dazu beigetragen haben, um die Gefühle der Deutschen abzukühlen und sogar einige Keime von Zwist und Hader in die gegenseitigen Verhältnisse einzupflanzen: die Verabschiedung der Deutschen, die Emancipation vom Einflusse der Ausländer ging systematisch vor sich; außerdem (und dies war das Eigenthümliche) vergaßen wir schnell all das, was wir den Deutschen verdankten. Nicht allein, daß wir unsere Undankbarkeit an's Licht brachten, wir meinten sogar, gar keine Anerkennung mehr ihnen schuldig zu sein.

Soll ich die deutschen Namen nennen, die nun am meisten dem russischen Herzen theuer sein müssen? Das thue ich nicht, und kann nicht einmal die hervorragendsten andeuten, denn dies würde den Raum dieser Seiten überschreiten. Das große Verzeichniß ist aber schon codificirt und kann vor die Augen

des Lesers gelangen. Soeben sind zwei Bände (LXII und LXIV) der «Sammlung der Russischen Historischen Gesellschaft» erschienen\*), welche ein sehr ausführliches Verzeichniß aller (mit Ausnahme der noch lebenden) Persönlichkeiten enthalten, die für das Wohl, den Ruhm, die Macht und die Aufklärung Rußlands gelebt und gearbeitet haben, in den verschiedensten Gebieten des Thuns und Wirkens (ca. 25 000 Namen). Das große mühsame Werk ist dabei unparteiisch aufgefaßt. Ich gab mir die Mühe, die Anzahl der Ausländer in diesem Verzeichnisse herauszuziffern, und darunter die Deutschen .; das Resultat aber, den Procentsatz, den mir diese Arbeit vor die Augen legte, werde ich besser verschweigen! Und dieses geschah nur im quantitativen Sinne. Wenn wir aber das qualitative Verhältniß prüfen sollten? Genug darüber! Erinnern wir uns endlich an die innigsten Familien-Verbindungen, die zwischen unserer herrschenden Dynastie und den fürstlichen und herrschenden Häusern Deutschlands seit ca. 170 Jahren bestehen. Die Häuser Altenburg, Anhalt-Zerbst, Baden, Braunschweig, Darmstadt, Hessen, Holstein, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Oldenburg, Preußen und Württemberg sind in Blut und Leben mit der Dynastie unseres Herrschers verflochten. Das Verzeichniß ist groß, und sollten wir nicht unsere Anerkennung den hohen Prinzessinnen dieser Häuser schulden, die in ihrem neuen Vaterland das Beispiel der Tugend und der Erfüllung ihrer hohen Pflichten uns gaben? Die große unsterbliche Katharina, deren Geist noch bis jetzt lebendig und thätig zu spüren ist in den Anordnungen und Gesetzen, welche unangefochten den Zeiten und den Reformen trotzen, war ja deutschen Stammes! Und könnten wir den hohen Namen des irdischen Engels ver-

---

\*) «Sbornik Russkago Istoriticheskago Obshtestwa», St. Peterburg, 1888. Mannigfaltige Facta über die Verdienste der Ausländer in Rußland finden sich auch in dem trefflichen, neuer erschienenen Werke des Dorpat'schen Professors A. v. Brückner: «Die Europäisierung Rußlands»; Gotha, 1888.

schweigen, der in unferem Lande durch feine Wohlthätigkeit die Thränen und Leiden von Millionen Menschen stillte, deffen mannigfaltige großartige Stiftungen noch heut zu Tage daselbe thun und in der Zukunft thun werden, den gefegneten Namen der Mutter des Kaifers Nikolaus — der Kaiferin Maria Feodorowna? Ein Strom von Anerkennung, Liebe und Dankbarkeit könnte auch den kleinsten Theil nicht genug preisen von all dem Großen und Herrlichen, was sie gethan für Rußland und für Ruffen! Sei denn ewig ihr heiliger Name gefegnet von allen ruffischen Herzen, von allen Freunden der Menschenliebe! Wohlthätigkeit mit Aufklärungszwecken wußte sie zu verbinden, die hohe Monarchin, dabei dem Berufe des Deutchthums in unferem Lande treubleibend, denn das Gebiet der Sitte und Wissenschaft war eben die schöne und unbegrenzte Flur, auf welcher unfere Lehrer die reiche Saat der Civilisation und Aufklärung streuten.\*)

Wir müssen aber nicht die Sachen übertreiben. Die Seceffion zwischen den Ausländern und den Ruffen ging nicht in rauher und zu schroffer Weise vor. Es geschah allmählich in gewissen

---

\*) Hier kann ich nicht verschweigen, daß die größten Kenner und Forscher unferer Sprache — deren Namen einem jeden Schüler nicht fremd sein können — Deutsche waren: N. Gretsch, welcher einer vollkommen deutschgefünnten Familie entstammte und Lutheraner war (obgleich er seine Herkunft aus der Laufitz führte); der ausgezeichnete Gelehrte, Akademiker A. Wostokow, ein Esthländer, gebürtig von der Insel Oesel, welcher eigentlich «Ostenek» hieß und später seinen Namen umwandelte (Ost = «Wostok»); auch Lutheraner; der geniale W Dahl, aus einer Hugenotten-Familie stammend, die Zierde der ruffischen Linguistik, Litteratur und Landkenntniß, auch Lutheraner; jedoch trat er auf dem Sterbebette zur Orthodoxie über, indem er meinte, man müsse den Glauben des Volkes bekennen, dessen Sprache man gebrauche (mögen mir meine Landsleute diese Geständnisse nicht übelnehmen!). Noch muß ich hinzusetzen den hohen Namen Schlözer's, des Vaters der ruffischen Geschichte, der mit seiner diplomatischen Kritik unfere älteste Nestorchronik beleuchtete. Der Patriarch und Stifter des Slavophilismus, der Akademiker Pogodine, sprach seinen Namen nur mit dem Gefühl der größten Ehrfurcht aus.

Grenzen des Anstandes, es kam wohl nie zur eigentlichen Verfolgung oder Hetze. Noch immer war von Zeit zu Zeit der Satz, das geflügelte Wort zu hören, welches im Innersten des nationalen Bewußtseins sich erzeugte: «er ist ein Deutscher, wie es, gebe Gott, mehr Russen sein möchten»; so lautete das Sprichwort über viele Deutsche, die im Lande gelebt und gewebt, und diese Redensart könnte man auch hören aus dem Munde des Mittelstandes. Es traf sich auch dabei, daß zu dieser Zeit unsere politischen Verhältnisse (1856—1873) am besten mit Deutschland standen. Die beiden Staaten lebten einig, ohne irgend welche bösen Vorätze und Gedanken zu hegen. Die nahen und zärtlichen Verbindungen der beiden Herrscher trugen viel dazu bei; populär wurde sogar der Name Kaiser Wilhelms bei unserer Volke, das in ihm den treuen Freund Rußlands und seines Herrschers verehrte, seinen Namen sogar russificirte, indem es ihn in «Wassili Feodorowitsch» verwandelte. Daß im Gebiete der Diplomatie, der Regierung, seitens der Gesinnung und Gefühle unseres Selbstherrschers zu der Zeit alles aufrichtig, treu und freundlich herging, dies ist der Welt genug bekannt, besonders in den Jahren 1864—1871, zur Zeit als die Neutralität Rußlands so mächtig das großartige Resultat des deutschen Epos förderte. Jedoch Vieles wechselt hier auf dem Erdball unter dem wechselnden Mond! Die schönen Tagen von Aranjuez gingen vorbei!

---

Ja, sie sind vorüber — die schönen Tage; wir müssen es feststellen, wir können dies nicht leugnen und müssen sogar etwas über das «warum» nachgrübeln. Wie würde Jemand staunen, wenn er vor einigen 20 Jahren sich zum Schläfe begeben hätte, jetzt erwachen und unsere gegenseitige Lage prüfen würde! Schwerlich würde er seinen Ohren und Augen trauen. Was ist denn dazwischen geschehen, von woher dieser Hauch von Mißtrauen, Hader, Streitigkeit, wie hat sich denn die Freundschaft aufgelöst,

wohin sich geflüchtet, aus welchen Gründen? Und würde er seine Anfragen auch leichter stellen, so könnten wir, geehrter Herr, ihm darauf keine deutliche, thatfächliche Auskunft geben; es wäre schwer, ihm einen klaren Commentar zu der 15—20 jährigen Chronik der letzten Jahre zu liefern. Das Eigenthümlichste dabei ist doch jenes Factum, daß die Spaltung geschah schon zu Lebzeiten des hohen Greises, des innigsten Freundes Rußlands und seines Thrones, trotz der größten persönlichen Freundschaft der beiden gekrönten Häupter. Clio liebt zuweilen mit beißenden, ironischen Querstrichen das Welt-Gemälde an dem sie arbeitet, zu zieren. Und dabei lächelt die alte, unsterbliche und sich ewig verjüngende Dame, die historischen Räthsel in die Welt schleudernd und höhnisch zusehend der Mühe und Spitzfindigkeit, womit wir sie herauszuziffern uns bemühen. Zu solchen Räthseln gehört, meiner Meinung nach, die Entstehung der jetzigen Verhältnisse zwischen uns beiden.

Ich darf nicht die schwere Aufgabe, dieses Räthsel vollständig zu lösen, auf mich nehmen. Es scheint mir auch, daß es noch Niemand unternommen hätte. Der Prozeß der Reizung, das acute Leiden ist lange nicht vorüber. Nur Deutungen, nur ein Verzeichniß der gegenwärtigen Beschwerden könnten höchstens gekennzeichnet werden. Nicht durch Anklagen könnte die Frage erschöpft werden; ich werde mir auch erlauben, mich nur zu beklagen und das Gemälde der trüben Angelegenheiten zu skizziren.

So gelange ich nun zu der Reihe meiner Aeußerungen und Gedanken, welche den Wendepunkt bilden und nicht vorübergehend zu schildern sind. Am leichtesten könnten wir eben hier an einander stoßen, jedoch kenne ich Ihre friedliche Gesinnung, und Sie kennen die meinige. Wie gesagt, ich will mich nur beklagen, nicht aber Jemand anklagen, von meinem russischen Standpunkte aus. Sie können wohl nicht leugnen, daß wir ein selbständiges, nationales Individuum bilden, mit eigener Meinung, mit eigener Nervosität, mit eigenthümlicher Geschichte

und Zukunft; unsere Gesichtspunkte können also durchaus verschieden sein. Die Nerven sind gespannt; da wir aber zu dem Entschluß gekommen sind, sie nicht zu schonen, so können wir ja offenherzig sprechen; dennoch werde ich nicht vergessen, daß ich ein Gast in Ihrem Lande bin und Ihre Gastfreundschaft nicht mißbrauchen darf. Verschließen soll ich nicht meine Beschwerden, doch weit entfernt von mir ist das Gift der beißenden Polemik und der drastischen Neckerei.

Vor allem stelle ich, geehrter Herr, die herbe Frage: Wer hat es angefangen, — dieses «es», ohne näheren Namen, das sich sehr schwer bestimmen läßt? Auf welcher Seite fiel der erste Schuß, der einen Gegenschuß natürlich hervorrief und sodann das Feuer zu schüren anfang, worauf die langjährige Plänkelei ihren Anfang nahm? Aufrichtig, offenherzig gestanden, — ich weiß es nicht, und wenn Sie Genaueres darüber urtheilen können, so verbergen Sie nicht das interessante Factum. Um diese Genesis herauszuziffern und gründlich durchzustudiren, müßte man sehr genau die deutsch-russische Presse 15—20 Jahre zurück untersuchen, und wer wäre im Stande, es genau zu thun? Jedenfalls zeigte sich die Verstimmung vor Allem deutlich in den Spalten der Zeitungen, und gewiß werden Sie sogleich auf den seligen Katkow deuten, der lange Jahre hindurch ein energischer Kämpfer gegen Deutschland war und das Zutrauen, welches wir zu Ihrem Lande, Volk und Ihrer Politik hatten, so ziemlich erschütterte. Wodurch entstand denn bei ihm diese üble Stimmung, in ihm, der seine Ausbildung und Wissenschaft den deutschen Hochschulen verdankte, in ihm — dem eifrigen Schellingianer, der Anfangs keine Spur von Animosität gegen das Deutschthum zeigte\*), der immer so hoch die westliche Wissenschaft und Aufklärung gepriesen, welcher unsere Schul-Reform Ende der 1860er Jahre nach deutschen Mustern leitete? Waren es zu-

\*) Vgl. die Erinnerungen an die Jugendjahre Katkow's in Fr. Bodenstedt's Geständnissen über sein Leben in Rußland («Russkaja Starina», 1887).

fällig irgend welche persönliche Verhältnisse oder Eindrücke? Einige Facta (aus den Jahren 1871—1874) könnten darauf deuten, jedoch werden wir dieses Feld nicht berühren. Oder war es nur einfach ein neuer Weg, den er als tapferer Publicist einschlug — immer im Sinne des russisch-nationalen Aufschwunges, des «fara da se» für Rußland? Und später wurde dies zur Ueberzeugung, zum Wahlpruch seines politischen Systems? Denn lange kämpfte in diesem Sinne die hochbegabte und energische Feder, das strotzende und begeisterte Talent des Gelehrten und des Publicisten\*). Seine energischen, ehrlich gefinnten, patriotischen Reden imponirten in Rußland von Jahr zu Jahr stärker, man nahm Kenntniß von seinen Meinungen, aber man folgte ihm nicht immer. Er seinerseits schrieb immer aus freier Hand und hat nie mit einer einzigen officiösen Zeile gefündigt. Er bekannte sogar die energische und starre Theorie, — er sei der treue Unterthan des Kaisers, nie aber der Unterthan eines Ministers. Daselbe bewies er auch in der Praxis, weßhalb er lange etwas Opposition trieb und sich nie weigerte, die Feder zu ergreifen und einen derben Streit anzubahnen, sobald die Maßregeln oder Tendenzen der Regierung ihm nicht passend und dem Wohle des Landes entsprechend schienen. Er war kein Hofprediger, kein Höfling, zuweilen aber ein «enfant terrible», das man durchaus nicht zu leiten versuchte. Eine solche Stellung stärkte nur seine Aussagen und stützte seine Feder; aber in keinem Falle hätte er jemals den regierenden Kreisen als Tintenfaß gedient. Und da dieses keinem Zweifel unterliegt, so kann man unmöglich auf Katkow's Polemik deuten zur Rechtfertigung der unendlichen Bosheiten, die über Rußland und seine Politik aus dem Lager der deutschen Presse losgehen im Laufe

---

\*) Nach seinem Hinscheiden brachte die «Kölnische Zeitung» einen prächtigen Nachruf zur Verherrlichung des erblichenen Gegners. Leute, die Katkow umgaben, meinten, diese Zeilen seien der schönste Kranz, der seine Ruhestätte schmücke.

so vieler Jahre. Katkow's Stimme war die eines Privatmannes, eines russischen Patrioten; seine Meinungen waren die seinigen, nicht die der Regierung. Man bestellte sie nicht, er war kein Scribifax. Es existirt ja überhaupt keine officiöse Presse in Rußland, und dieses bitte ich Sie, geehrter Herr, genau zu merken und sich daran auch weiter zu erinnern. Der «Reichsbote» und die, nach Bedarf, im «Journal de St. Pétersbourg» erscheinenden Entreflets diplomatischen Inhalts sind rein officielles Material. Das officiöse dagegen ist gar nicht vorhanden, und wir fühlen auch kein Bedürfniß, eine derartige Presse zu fördern und zu subsidiren. Auf diese Art liegt alles, was die russische Presse im Gebiete der Politik ins Publikum schleudert, auf ihrem Gewissen und hat nichts Gemeinschaftliches mit dem Staate und der Regierung, mit ihren Ansichten, ihren Plänen und Tendenzen. Die Regierung hat wohl das Recht, ein strenges «veto» gegen diese oder jene Ausfagen und Plaudereien eines Blattes einzulegen; jedoch, da wir eine conventionelle und eventuelle Preßfreiheit besitzen und dieselbe schonen, die Zeitungen auch von der präventiven Censur befreit sind, so geschehen solche Befehle höchst selten und nur in den allerwichtigsten Fällen. Ebenso bekommt höchst selten die Presse eine Aufforderung, gewisse Fragen zeitweise nicht zu berühren. Sie werden wohl aus diesem Geständniß einsehen, daß alles, was die russischen Zeitungs-Scribifaxen kritzeln, allein ihr eigenes Gewissen belastet, — sie mögen lügen, schreiben, kämpfen, verleumden, schweigen oder zanken. Möge Ihre Privat-Presse, wenn dies ihre Liebe ist, auch daselbe thun, denn solche Streitigkeiten haben nur einen geringen Werth und keinen drastischen Einfluß. Alles was in russischen Zeitungen erscheint, wiederhole ich, ist durchaus Privatsache, und der Staat, die Regierung und ihre Vertreter haben damit nichts zu thun. Mögen sich denn in den Fällen, wo die deutsche Presse sich gekränkt fühlt, die Beleidigten mit ihren Streitigkeiten nur an die Herren Herausgeber wenden.

Weit anders gestalten sich die Preß-Angelegenheiten in Ihrem Lande. Sie besitzen eine weit verbreitete, mannigfaltige und talentvolle officiöse Presse, die von oben geleitet und inspirirt wird, zuweilen auch zum Abdruck der in den Staatsbureaus angefertigten Auffätze dient. Dasjenige, was eine solche Presse dem Publikum vorträgt, ist also keine Privatfache, keine Privatmeinung, sondern die Meinung, die Anschauung, das Wort der regierenden und sogar der höchsten Kreise; hier spielt jede Zeile, jedes Komma, jedes Schweigen, jedes Factum eine Rolle. Es ist ein Spiegel, in dem täglich die Gesinnung Ihrer Regierung sich deutlich zeigt. Und nun würden Sie wohl gestehen, daß, wenn wir in solchen Organen eine beißende Polemik gegen unser Land finden, die beleidigendsten Ausdrücke, Beschimpfungen, Schmähungen, Neckereien, Zwietracht, Nadelstiche, Antipathie, Argwohn, Jähzorn, Verleumdungen über unsere Geschichte, sogar Unwahrheiten, — daß wir in diesen Fällen das Recht haben, alle diese Aeußerungen sehr übel zu nehmen und sie als Kennzeichen der größten Animosität und Feindseligkeit zu erkennen von Seiten des Staats, zumal noch in den besten Friedenszeiten. Habe ich übertrieben, indem ich auf diese Facta deute? Wohl nein, denn es würde genügen, das erste beste Blatt der officiösen Presse in die Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen. Noch in diesen Tagen, wo in Folge der bevorstehenden Reise des deutschen Kaisers eine friedliche Atmosphäre über uns strömt, läßt die deutsche officiöse Presse nicht nach; ihre Sprache ist immer sehr derb und hart, ungerecht und beißend. Dieses ist kaum zu glauben; jedoch leider ist es so! Meistens sind solche Fälle schwer zu ertragen, wo diese officiöse Presse auf Unwahrheiten und Fabeln sich stützt. Wenn dies der Fall wäre bei einem leichtsinnigen «Figaro», oder bei der stockdummen und lügnerischen polnisch-galizischen Presse, hätte die Sache keinen Werth. Beleidigend ist aber, daß gewisse Fabeln in den gediegensten, officiösen Blättern Platz finden. Es ist bekannt, daß die Deutschen

ausgezeichnet unsere Verhältnisse, unser Leben, unsere Geschichte etc. kennen. Widerwillen erregt es in uns, anzuschauen, wie solch eine hohe Intelligenz und Urtheilskraft, so reich an Kenntnissen und Wissenschaft, sich fabelhafter Märchen bedient, sich darauf stützt und sich die Mühe giebt, dem Leser beweisen zu wollen, als ob sie selbst daran glaube. Ueberlassen wir doch das Fabelhafte über Rußland den Krapulinski's und Waszlapski's der krakauer, lemberger und posener Presse, welche für Polen und Polakei arbeitet!

Das Lügenhafte geht zuweilen so weit, daß man erwarten könnte, etwas über die russischen Bären, die in den Straßen herumlaufen, in den Spalten gewisser Zeitungen nachzulesen, ganz nach französischem Muster. «Ein Bischen Französisch, das macht sich so wunderbar schön», heißt es in einem Lustspielliedchen, jedoch darf das Maß nicht überschritten werden. Das deutsche Publikum hat sich schon daran gewöhnt, das trügerische Gift zu schlürfen und sich dabei zu ergötzen; die öffentliche Meinung wird bei Ihnen hinsichtlich unserer Kräfte, Mittel und Gesinnung getäuscht. Nur auf die schwachen Seiten Rußlands deutet die pamphletistische Hetzpresse, und nie erwähnt sie das Gute. Schonet die Tinte, meine Herren!\*)

Das ganze Uebel, die Mißstimmung, das Gefühl der Beleidigung übertragen wir natürlich auf die höheren Kreise, welche Ihre officiöse Presse patroniren. Unsere Privatscribenten, denen es an Patriotismus nicht mangelt, empören sich auch darüber

---

\*) All das Lügenhafte in der Presse und der schwere Kampf dagegen erinnern mich an ein Project Katkow's, das er, glaube ich, nicht öffentlich mitgetheilt hat, welches ich aber von ihm hörte. Man solle eine administrative Behörde stiften, die, abgesehen von Processen und gerichtlichem Verfahren (welche ebenso den Interessenten frei stehen würden), nur die Preßlügen hart strafen sollte (sobald solche bewiesen wären), und dabei prompt und ohne Appellation. Zur Ruhe des Menschengewissens würde dadurch viel gethan, und das geflügelte Wort, welches man dem deutschen Reichskanzler zuschreibt («er lügt wie telegraphirt»), würde nicht mehr im Umlaufe sein.

fammt dem Publikum, und nun dauert der Kampf und die Hetze, welche gleichzeitig den deutschen Leserkreis und den russischen demoralisiren, fort. Alle russischen Blätter sind germanophob und bismarckophob geworden, alle deutschen — russophob. Ich zähle mich durchaus nicht zu den Vertheidigern der russischen politischen Presse; jedoch muß ich gestehen, daß in ihren Anfeindungen gegen die deutsche sie doch bedeutend anständiger und wahrheitsliebender sich benimmt. Ich will nicht sagen, wir besitzen keine «Räuber der Feder und Spitzbuben der Presse» (nach Katkow's Worten); aber gestehen Sie aufrichtig, geehrter Herr, sind denn im westlichen Europa, wo die Presse eine ungemein größere Entwicklung erlangt hat, und ihre Wirkung kräftiger erscheint, sind diese Herren ganz unbekannt, gar nicht vorhanden? Sind nicht diese Herren auch zuweilen in Ihrem Lande thätig? Ach, könnten Sie mir doch darüber eine Auskunft geben! Wie dem auch sei, der Einfluß Ihrer Presse ist umfangreich und drückend. Fast alle Zeitungen ahmen die officiöse Presse nach; es hat sich zu einer Mode gestaltet, über Rußland zu schimpfen, es auszulachen, zu spotten, allerlei böse Pamphlete über seine Intriguen, über den russischen Panflavismus, friedenswidrige Politik, verfaulte Gefellschaft u. s. w. mit Druck-Tinte heftig zu reclamiren. Die «Schlesische Zeitung» ist, glaube ich, die einzige, die nicht eine Hetzspalte gegen Rußland bei sich eröffnet hat. Das Motto der Beschimpfung Rußlands ist ja auch in die kleine Presse hineingedrungen, in diejenige, die in die Hände des Volkes gelangt; und da die Presse als Erziehungsmittel (!) dienen soll, so impft sie auch dem deutschen Mittelstande das Gift des Hasses und sogar der Verleumdung ein. Dennoch ziehe ich die kleine Presse mit ihrem bescheidenen Horizont, mit ihrem schüchternen Lispeln, mit ihrer Gemüthlichkeit und Leutfeligkeit den großen Blättern vor. So saß ich neulich auf der Terrasse des «Sanatoriums», in das schöne Neckarthal hineinblickend, in der Hand ein Heidelberger Local-

blatt haltend. Sollte denn auch durch dieses schöne Thal ein Hauch des Hasses und der Ruffophobie gezogen sein, sollte über das schöne Alt-Heidelberg, das jetzt so ruhig schlummert in der Wonne seiner Gebirgsluft, das zu allen Zeiten sich so wohlwollend gegen die Russen zeigte, auch das Getöse der Berliner Officiösen gedonnert und seine Leutfeligkeit davongetrieben haben? — fragte ich mich, indem ich das Blatt entfaltete. Aber, o weh! richtig! Meine Augen fielen sogleich auf «russische Intriguen in Rumänien», auf «panflavistische Wühlereien und Umtriebe», auf «dunkle Punkte am Horizont, die man Rußland zu verdanken hat», auf «Kiewer Popen» u. s. w., u. s. w.! «Tu quoque, Brute!». «Du auch, Lotte!» rief ich in Verzweiflung aus und legte das Blatt bei Seite.

Das Verhalten der deutschen, hauptsächlich der officiösen Organe in Allem, was die «res russicae» anbetrifft, trägt gewiß dazu bei, das Mißverständniß und Mißtrauen zu steigern und die Reizbarkeit der Nerven des russischen Publikums immer auf die Probe zu stellen. Obgleich wir keine eigentliche «öffentliche Meinung» besitzen, auch keine politischen «Parteien», haben wir dennoch die Möglichkeit, unsere Sympathien und Antipathien deutlich in der Presse auszusagen, und daraus entsteht die bedauerlichste Zänkerei, welche zuweilen zum Aeußersten gelangt. Leider demoralisirt außerdem noch, wie gesagt, diese Zeitungshetzerei die beiden Völker, welche den Schwerpunkt ihrer politischen Anschauung dem Druckpapier-Cravall anvertrauen. Die kleine Presse ahmt die große nach, und da sie eine officiöse heißt, so folgt ja die Masse ihren Principien und Lehren. Gewiß wird heut zu Tage den Russen weit weniger freundlich in Deutschland entgegengekommen; in früheren Zeiten dagegen waren sie da fast wie in ihrer Heimath. Es kommen auch von Jahr zu Jahr weniger Fremde aus meinem Lande, Ihre schönen Sommerfrischen zu besuchen. Man sagt sogar, die Berliner Hôtel-Kellner folgen der herrschenden Mode und lachen die

russischen Gäste aus «Wie es sich christelt, so jüdeln es sich», lautet noch die Aussage Börne's. Da Sie, geehrter Herr, ein Fachmann im Preß-Gebiet sind, so werden Sie — Hand aufs Herz — zugestehen, daß ich nicht im Irrthum bin, daß wirklich dieser Federkrieg, der Krieg der Druckschwärze, höchst zu bedauern ist und nur dazu beiträgt, den Zwist, den Neid und den Hader zu speisen. Es ist ein Mittel zur Demoralisation weit mehr als ein Mittel zur Erhaltung des Feuers des Patriotismus. Haß ist ein zweideutiges pädagogisches Element; zu großer Stolz und Hochmuth ebenso. Vielleicht wäre auch in Hinsicht dieser letzten zu merken, daß in den Friedens-Jahren, die Ihren Siegen folgten, diese Eigenschaften sehr stark in den deutschen Nationalcharakter eingedrungen sind, ungeachtet der ernsten Grundsätze, die ihm doch als Basis geblieben sind. Wäre nicht ein Bischen der früheren «Deutschthümelei» darunter, wie sie einstmals nach den Befreiungskriegen (1815—1820) in Deutschland grassirte? Dies sind flüchtige Bemerkungen, nur leise Winke eines vorübergehenden Reisenden. Gewähren Sie ihm eine vollständige Absolution, wenn der Eindruck, den er empfing, nicht mit der Wirklichkeit stimmt.

---

Nachdem ich die bereits geschriebenen Seiten durchgelesen, scheint es mir, ich hätte ein gewisses «crescendo» intonirt; leider sehe ich sogar ein, daß ich dieses Tempo noch während einiger Zeit, bis ich die Reihe der Beschwerden, welche das russische Publikum gegen Deutschland hegt, beendigt habe, nicht ganz verlassen kann: denn Aufrichtigkeit habe ich mir zum Voratz genommen. Dabei kann ich auch nicht vermeiden, den hohen Namen des deutschen Reichskanzlers zu nennen, da überhaupt die Meinung herrscht, er sei Stifter und Förderer der feindlichen Gesinnung gegen Rußland im deutschen Staate und Lande. Viel Böses wird überhaupt dem Fürsten seitens der Widersacher zugeschrieben; so geht es von jeher, da man den großen Mann

mit Beschuldigungen aller Art, die auch sehr oft unbegründet und gehässig sind, überhäuft. Zuweilen legt man ihm ein Uebermaß von Macht und Thatkraft bei, obgleich der Fürst nicht der Welt den Krieg erklären, wie er auch nicht Frieden und Segen «urbi et orbi» spenden kann. So geht es auch mit den Beschwerden meiner Landsleute, bei welchen auch gar Vieles übertrieben ist in der Bismarck-Anfeindung der russischen Presse. Jedenfalls muß festgestellt werden, daß der Fürst in Rußland keine Sympathien genießt, und dieses ist ein zu bekanntes Factum (vom Fürsten selbst in einer seiner Reden geäußert), um es zu verhehlen.

Ich gehöre durchaus nicht zu der Anzahl der Bismarckophoben in meiner Heimath. Staunend und bewundernd zolle ich die größte Ehrfurcht der titanischen Gestalt, die ihresgleichen nicht in der Weltgeschichte findet und der man noch zu Lebzeiten Denkmale errichtet. Die großen Sieger der früheren Jahrhunderte, die berühmten Staatsmänner aller Zeiten haben nicht den kleinsten Theil geleistet und anwenden müssen von all der Kunst, Kraft, Genialität und Weisheit, die der große Mann seit 30 Jahren für das Wohl des ganzen germanischen Stammes und Landes aufzubieten vermochte. Seine Zeit wird die Geschichte als Bismarcks-Aera bezeichnen, denn er ist einzig und hoch, und keiner könnte ihm auch nachahmen. Glück hat er auch genossen, das Glück, das der Himmel seinen Auserwählten sichert. Sein Leben, seinen Willen und seine Kraft hat er dem großen Werke gewidmet («patriae inserviando consumidor»), und der Löwe brüllt in ihm noch immer, wenn es den Schutz und die Vertheidigung des Errungenen gilt. Und möchte er auch noch so feindselig gegen Alle auftreten, so hätte er doch recht, denn das Schonen des Nachbarn, die Nachgiebigkeit oder Ermattung liegen nicht in seiner hohen Pflicht. Durch Blut und Eisen siegte er; mit dem Schwerte in der Hand sorgt er für das Loos, die Zukunft seiner Idee, seines Gefammt-Vaterlandes. Und dennoch, der hohe Greis ist

ja ein Mensch, und als ein menschliches Wesen kann er nicht frei davon sein, gewisse Schwächen zu haben, sagen wir sogar Fehler zu besitzen. Seine begeisterten Ideen, seine hohen Ziele, seine Kraft und Macht haben ihn vielleicht zuweilen über ein gewisses Maß getrieben. Er ist ein Mensch, und menschlich kann er auch fehlen. Der große und aufrichtige Charakter wird es selbst nicht leugnen. Und unsere Beschwerden gehen eben auf solche Punkte hinaus, in Betreff deren wir meinen: er habe gefehlt als Mensch, er habe vieles zu weit getrieben, er habe der Leidenschaft den Eingang in seine höchsten Pläne gestattet. Als Mensch unterliegt er ja auch den Leiden des Gemüths und des Körpers. Wie sollte man denn von ihm Vollkommenheit fordern, welche einem irdischen Wesen überhaupt nicht erreichbar sein kann!

Der imponirende Zug seiner Thaten und seines Charakters, welcher alle Völker in Erstaunen setzt und sogar erzürnt, ist die Herstellung, die (sogefagte) Verbesserung oder Wiedervergeltung der Geschichte, die er öfters erzielt hat mit Hülfe des Glückes und dem Segen der Vorsehung. Die Demüthigung Deutschlands, die Thränen der Königin Louise rächte er nach mehr als 60 verfloffenen Jahren; abtrünnige Provinzen zog er wieder zum Vaterlande; er löste auf die österreichischen Banden, die sein Land seit 1815 fesselten, u. s. w. Dieses Zurechtstellen, Zurechtrücken und Verbessern der Geschichte, dieses Auswischen der vielen verfloffenen Jahrzehnte, — wer hätte es gethan, wer hätte dieses auch nur zu denken gewagt? Er rächt, er stellt zurecht all' das, was je seinem Vaterland geschadet hat; deßhalb so schwer, die Rechnungen mit dem Coloß zu führen. Denn ein feiner und fachverständiger historischer Buchhalter ist der große Mann, und in seinen Registern haben nur Wenige, hat fast Niemand für seine Rechnung ein Saldo.

Er ist ein kunstvoller Schachspieler, welcher gar oft, um mich eines Schachausdrucks zu bedienen (da ich zu den Schach-

freunden mich rechne), das drohende: «gardez!» oder das leutfelige «garditschka!» dem Fers (Königin) des Gegners zuruft.

Oft kündigt er auch an, daß er feine Figuren zurechtrückt, und laut fagt er das gefetzliche: «J'adoube!».

Immer spielt er: «pièce touchée — pièce jouée», und verläßt nie die Partie, giebt fie nie auf. Seine Feinde, welche behaupten, er fei doch nach Canoffa gegangen, irren fich: höchstens kann die Partie als ein «Remis» betrachtet werden.

So fcheint mir derjenige beschaffen, den wir fo geneigt find, als den Stifter des Mißtrauens und Mißverständnisses (anders möchte ich es nicht nennen) zwischen Rußland und Deutschland anzunehmen. Die Lage erfcheint uns defto fchwieriger, da es bekannt ift, daß die Mißftimmung des Reichskanzlers immer dauernd ift, daß er nie in etwas nachläßt, nie feine Gänge ändert.

Dabei befitzt er wohl vielleicht auch eine Menfchenschwäche, die auch im politischen Wirken fich fühlen läßt. Hat der Reichskanzler nicht vielleicht einen fogenannten fchweren Charakter, «un caractère acrimonieux», wie es im Franzöfifchen lauten würde? Und wäre es nicht möglich, damit Manches zu erklären? Wie es aber auch fei, mit einem Worte, die öffentliche Meinung Rußlands fieht in ihm allein den Stifter aller Streitigkeit und Feindfeligkeit.

Worauf ift denn fo eine Meinung gegründet?

Auf eine Reihe von Thatfachen, die vom national-ruffifchen Standpunkte aus feindfelig fcheinen, defto mehr, da uns Allen dünkt, — Deutschland müffe noch lange, eine unbegrenzte Zeit fogar, die größte Dankbarkeit und Anerkennung an Rußland fchulden.

Diefer Satz bezieht fich natürlich auf den Beiftand und die Hülfe, welche Rußland der Bildung Gefammtdeutschlands, der Errichtung des deutichen Kaiserthums, dem Erfolge Ihrer Kriege u. f. w. leitete in den Jahren 1864 — 1871. Ein lautes Wort seitens Rußlands, und ein mobilifirtes Armee-Corps hätte

damals Vieles umgestaltet, hätte Ihnen damals nicht ermöglicht, so colossale Resultate zu erreichen, das historische Werk zu vollenden, Ihr nationales Glück zu stiften. Ich habe sie in diesem Momente vor den Augen, die kurzen Zeilen des russischen «Reichsboten» (1870), wo es hieß: Rußland bliebe vollkommen neutral bei dem germano-gallischen Conflict, «so lange seine Interessen nicht berührt wären». Kaiser Alexander glaubte wohl nicht, daß die nationale Einheit Deutschlands, seine Siege und Eroberungen, das Wachsthum seines staatlichen Körpers, sein Ruhm und seine Größe für Rußland jemals schädlich sein könnten. Mit vollem Zutrauen kam er den Plänen seines vielgeliebten Oheims entgegen, blieb ihnen immer treu, und nie konnte er ahnen, — die Beziehungen seines Landes würden in so verhältnißmäßig kurzer Zeit sich ändern und einen mißtrauischen Charakter annehmen. Ebenso treu und aufrichtig benahm sich Kaiser Alexander im Jahre 1866, als einige der deutschen Fürsten an ihn sich wandten, seine Fürsprache sich ausbittend. Wir freuten uns, für unsere aufrichtige Ergebenheit auf ewige Zeiten ein enges und intimes Bündniß geschlossen zu haben; allein wir täufchten uns.

Im November 1870 gelangte freilich Rußland, unter Mitwirkung des Fürsten Bismarck, zur Auflösung einiger Paragraphen des Pariser Friedens von 1856, und dies sollte ein schnell eingetretenes Kennzeichen der Anerkennung sein. Wir blieben auch weiter treu. Der Besuch von Thiers, um den Versuch unserer Einmischung in die Friedensverhandlungen hervorzurufen, blieb fruchtlos. Die besten Jahre liefen nachdem schnell ab; Kaiser Wilhelm erfreute sich des Georgius-Ordens erster Classe (wie es uns ausführlich die Memoiren Schneider's darstellen); Kaiser Alexander, — des Besuchs seines vielgeliebten Oheims (1873), denn damals waren noch keine Wolken an dem germano-russischen Horizonte zu sehen. Man durchlebte die wahren Aranjuez-Tage.

Bald geriethen wir selbst in die Klemme, in verwickelte Orient-Verhältnisse, und kamen zum Kriege, den wir zur Hälfte den Slavophilen-Schreiereien verdanken müssen. Das russische Heer leistete wie immer Wunder von Tapferkeit und Ausdauer; der Ausgang des Krieges war bald vorauszusehen; man sorgte gleichzeitig, das diplomatische Finale zu insceniren. In Berlin sollten endlich die Resultate der russischen Siege regulirt werden, und noch ehe der Krieg endigte, erschien Fürst Bismarck in der Rolle eines Maklers, eines «ehrlichen» Maklers zwischen Rußland und Europa.

Hier könnte man wohl die Frage stellen: Nur?

Nur Makler, nicht aber der innigste, ergebenste Freund, Beschützer, Kämpfer für die Ehre Rußlands? Nur das kaltblütige, indifferente, objective Wirken eines Vermittlers bot der Fürst uns an? O, gewiß war dies zu wenig, zu geringschätzig! In einer so schweren Zeit hatten wir Recht, etwas mehr zu erwarten von der Quintessenz der Freundschaft, die uns damals noch umgab. Von nun an fing das Erkalten der Gefühle an, wahrnehmbar zu werden.

Hier stoßen wir auf einen der Hauptpunkte unserer Beschwerden. Das Resultat des Berliner Congresses fiel kläglich für Rußland aus, in Folge der Flaueheit unserer Diplomatie und einer gewissen Ermattung, die ein so mühsamer Krieg schon fühlen ließ. Das russische Publikum nennt aber nur einen Schuldigen in diesem Mißgeschick, und dieser Schuldige muß natürlich der hohe Präsident des Congresses, Fürst Bismarck, sein. Diesen Satz wird Niemand aus den russischen Köpfen treiben, obgleich die Ankläger sich nicht genug aussprechen — worin denn der Reichskanzler gefehlt hat und nicht die Rolle eines ehrlichen Maklers spielte? Ungeachtet der Aeußerungen und Erklärungen, die später der Fürst selbst in seinen Reden zur Kenntniß des Publikums brachte, der Irrthum bleibt bestehen und soll sogar als etwas Patriotisches und Feines gelten. Slavo-

philen und Moskau haben es so gemeint, und dann ist es zum Machtspruch geworden. Solche Facta, daß der Reichskanzler in der Nacht den Lord Beaconsfield besuchte, um ihn zu überreden, — er solle in Einigem zu Gunsten Rußlands nachgeben, werden nicht gepriesen, kaum angehört und geglaubt. Nein, gewiß hat der Fürst Bismarck seine Rolle als «ehrlicher» Makler trefflich und vollkommen abgepielt (mögen mich auch meine Landsleute für eine solche Meinung mißhandeln!). Als ob er schuldig gewesen, daß unsere Diplomatie gänzlich ermattet erschien, daß wir nicht die nöthige Kraft besaßen, unsere Wünsche auf neue Waffen zu stützen, daß wir meistens stumm oder äußerst hingebend waren, daß wir uns selbst ein «Selbstpat» in wenigen Zügen zubereiteten. Ich wiederhole: der hohe Makler handelte «ehrlich» im vollen Sinne des Wortes; gewissenhaft hat er sein hohes Präsidium ausgeübt (und dabei unter den größten physischen Leiden); aber leider handelte er nur als «Makler», nicht als aufrichtiger und ergebenster Freund. Wäre seine Leistung eine derartige gewesen, hätte er unendlich viel zu Gunsten Rußlands und seiner Ehre erzielen können.

Aber das Incident mit Bosnien und Herzegowina, die zu Oesterreich übergangen? Ist es nicht ein offenbares Zeichen der Intrigue Bismarck's, — fährt der aksakow-geschulte russische Intransigent fort. Man will aber dabei vergessen, daß Deutschland auch im Congresse mitspielte und, so weit die orientalische Frage seine Interessen berührte, auch seine Ziele verfolgen mußte. Oesterreich womöglich in den Orient zu rücken, dieses Streben war kein Geheimniß seit 1866. Und es gelang so trefflich, da der Kaiser Alexander aus freiem Antrieb seinem geliebten Freunde, den Kaiser Franz Joseph, die beiden Provinzen sozusagen schenkte. Dies war sein eigener Wille, aber keine Intrigue Preußens. Oesterreich wollte man auch entschädigen für seine neutrale Stellung während des Krieges. Das historische Motto des Habsburger Hauses kam wieder zur Verwirklichung: «bellum

gerant alii» soll es heißen, und ohne einen Schuß gethan zu haben, wurden zwei slavische Provinzen der Habsburger Krone zugethan in Form einer Occupation, deren Zeitdauer unbegrenzt blieb.

Leider aber bald darauf erfüllte sich auch der zweite Theil des historischen Mottos der Habsburger: «Tu felix, Austria, nube», insofern Oesterreich zwei Jahre später (1879) eine diplomatische Ehe mit Deutschland schloß. Kaiser Wilhelm unterschrieb den Vertrag bald nach seiner Zusammenkunft in Alexandrowo mit Kaiser Alexander, und dieses Ereigniß blieb lange verheimlicht. Das neue Bündniß war eine Ueberraschung, und wir gestehen es, — diese Separatverbrüderung hat uns lange gekränkt, sie mag auch nur einen defensiven Charakter tragen. Das Bündniß nahm als Sinnbild die Idee einer Friedens-Liga. Rußland, das die Politik der freien Hand sich gewählt hat, da es ein Freund der Einsamkeit ist und meint, daß man in der besten Gesellschaft verbleibt, wenn man allein steht, gehört nicht zu dieser Liga, als ob es eine Art Friedensstörerin wäre und eroberungsfüchtige Pläne hege («risum teneatis!»). Vor Kurzem schloß sich auch Italien diesem Friedensbündnisse an, — Italien, das Land der schönen Sonne, des blauen Himmels, des tiefen Meeres und des Tremolo; das neue Italien, in welchem ich leider keine Sbirren mehr finde, und wo die «briganti» der Pontinischen Sümpfe schon zu vermiffen sind, Italien, das Land wo die Citronen blühen, aber so sauer für Rußland gedeihen («corbezzoli! cospetto!»), Italien das Land Jedoch persönliche Beziehungen verbieten mir, mehreres zu sagen über ein Land, das so viele treffliche Leute besitzt. Dieser letzte Anschluß verfehlte aber seinen Eindruck auf uns, denn auf die Dankbarkeit Italiens, welchem Rußland so Vieles geleistet hat (zumal dem Sardinischen Hause), konnten wir ja niemals rechnen. Auch die Militärkraft der «Italia una» stört nicht unsern Schlaf, da ihre Waffen sogar gegen die rohen Abyssinier nicht genügend

zu fein scheinen (vielleicht in Folge einer «jettatura!»). Ueberhaupt erlaube ich mir zu gestehen, daß die Friedens-Liga uns sehr wenig imponirt hat. Gegenbündnisse haben wir auch nicht geschlossen, obwohl Frankreich sich umsonst so eifrig bemüht, unsere Sympathien zu wecken, und alltäglich die Hand ausgestreckt in der Hoffnung, wir werden sie drücken.

«Theuer zu stehen kommt uns Deutschlands Freundschaft», sagt man im Allgemeinen in Rußland; um so mehr, da in unserem Bewußtsein tief eingeprägt die herrschende Meinung lebt: Deutschland sei uns noch eine große und dauernde Dosis Dankbarkeit und Erkenntniß schuldig für dasjenige, was wir gethan haben in den Jahren 1864—1871. Von russischem Standpunkte aus wäre dieser Satz schwer zu bestreiten, und aufrichtig gestanden, ich zähle mich zu dessen Fürsprechern. Den Mangel an Dankbarkeit meiner Landsleute für das Gute, was die Deutschen in Rußland gethan, habe ich aufrichtig und rücksichtslos getadelt; nun, könnte ich nicht wohl auch auf den Mangel an Anerkennung und die Vergeßlichkeit Deutschlands deuten? Das Gefühl der Dankbarkeit hat nichts Demüthigendes in sich, sowohl für Völker als Individuen; es kann allein von Edelmuth, Recht — und Wahrheitsliebe zeugen. Die Frage ist aber schon besprochen worden — wie steht die Rechnung, und wer ist dem Andern etwas schuldig? Der Reichskanzler hat schon geäußert — Deutschland bliebe nichts mehr schuldig, keinen Pfennig mehr! Kein Saldo hätten wir zu spüren in den Registern des hohen Buchhalters für unser Conto.

Kein Saldo also?!

«Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.» Der Rest ist Schweigen — schließen wir mit den Worten, welche sterbend Hamlet der Däne lispelte.

Sollten wir doch noch ein bekanntes «nomen odiosum», welches zwischen uns Beiden schon längst die Rolle eines Sündenbocks der politischen Triebe spielt, übergehen? Das Ungeheuer, das Gespenst, der Greuel des Panflavismus und Slavophilismus! Ein Motto, mit dem es so leicht zu gaukeln, ein Deckmantel der internationalen Intriguen, Begierden und Triebe! Ein Wort, mit welchem man Vieles sagen möchte, das durchaus aber zweideutig ist und gewisser Commentare bedarf.

Der russische Slavophilismus entstand aus der Periode unseres Bewußtseins, als die Geschichte des Landes die dunkeln Schichten des Archiv-Staubes bereits verlassen hatte und zur Gesamtkenntniß und Belehrung des Volkes gelangte, also kaum 60 bis 70 Jahre her. Moskau war die Wiege der Gönner der Idee einer reellen und geistlichen Verbrüderung mit den verwandten slavischen Stämmen. Sehr exclusiv waren die theoretischen Lehren der Förderer der begeisterten Idee, die eigentlich keinen Endzweck als Ziel hatte, sondern nur vorläufig die Verbrüderung und Einigung der slavischen Stämme in Aussicht nahm. Die ersten Schritte waren schwer, jedoch die Idee ging nicht zu Grunde, obgleich zu Zeiten des Kaisers Nikolaus sie in den regierenden Kreisen eher auf Verfolgungen als auf Stütze rechnen konnte. Dieser Slavophilismus paarte sich natürlich mit der ultra-patriotischen, moskauer Partei, die allmählich ein langes und breites russisches National-Credo ausarbeitete über alle Fragen und Gegenstände des Culturlebens, tief eindrang sogar in das Religions- und Philosophie-Gebiet, Verfassungsrecht, Aesthetik, Sprache etc. Die theoretischen und philosophischen Lehren dieser moskauer Slavophilen, meistens unabhängiger und wohlhabender Leute, einer Art von Aristokratie der Intelligenz, welche sich besonders in den Jahren 1840—1860 thätig zeigten, kamen eigentlich nie zur Reife und lauteten öfters höchst abstract und in Nebel gehüllt; dennoch zeugten sie vom edelsten Gemüthe der reichbegabten Kämpen dieser Partei, die als eine wirkliche Zierde des

ruffifchen Geistes zu betrachten ist. Diefes philosophifch-ethifche Slavophilismus hat zur jetzigen Zeit fich ziemlich aufgelöst, da fein letzter Autochthon, Iw. Akfakow, hingefchieden ist, die Schüler aber der ziemlich nebeligen Lehren zerftreut im Lande leben, kein wirkliches Organ für ihre Meinungen befitzen, und da überhaupt das «raison d'être» einer der Regierung und der Disciplin der früheren Zeiten trotzendes philosophifchen Gefellfchaft bereits nicht mehr vorhanden ist. Die Resultate dieses theoretifchen Panflavismus haben aber große praktifche Ziele erreicht; denn in den großen Reformen der Jahre 1856—1870 haben seine Lehren vieles beigetragen zu den Grundfätzen der Bauern-Auflösung und der Umgestaltung des Agrar-Wefens in Rußland.

Diefes philosophifchgefinnte Slavophilismus arbeitete zuweilen, bei günftigem Wetter, auch zur reellen und praktifchen Unterstützung der Cultur und Aufklärung, der Litteratur und Wissenschaft seiner flavifchen Mitbrüder. Wollen wir also diese letzte Richtung als Cultur-Slavophilismus annehmen, aus welchem feit den Jahren 1840 ziemlich rafch der Trieb zu dem rein gelehrten Slavismus entstand, zu den tiefsten Studien der flavifchen Sprache, Philologie, Archäologie, Volkskunde etc. Hier wurde es aufs Aeufferste getrieben. Die Brocken des hie und da zerftreuten und theils erlofchenen Slavismus wurden gefammelt und ans Licht gebracht und derbe Worte an den Teutonismus gerichtet, welcher (o Himmell!) etwaige Polaben (Slaven an der Elbe) oder Kafchuben gar getilgt hätte. Und Thränen flossen fogar bei den zu sehr reizbaren und nervösen Forschern auf dem Gebiete der flavifchen Diphthonge und Gefchichte («sit eis terra levis» — den Kafchuben und Polaben, denn auch ohne ihre Hülfe ist die Anzahl der Slaven in Europa groß). Die flavifche Wissenschaft ging Schritt für Schritt mit dem Cultur-Slavophilismus, und gewiß in dieser Hinsicht haben die Slaven-Freunde in Rußland am meisten geleistet. Litterarifche Verhältniffe waren besonders eingreifend in den 1840er und 1850er Jahren. Fast im

Geheimen unterstützten wir den gegenseitigen Verkehr mit Büchern — für Kirche und Schule, gegenseitige Befuche, Briefwechsel etc. Diese Einmischung konnte durchaus nicht den regierenden Kreisen des Habsburger Landes gefallen, und so entstand der Minenkrieg zwischen den Förderern des Slavismus in Rußland und den slavischen Ländereien gegen das österreichische Regiment, welches eine Zeit lang betonte — man müsse die Slaven «an die Wand drücken». Der große slavische moskauer Congreß (1872) wurde seitens Oesterreichs als ein Verrath betrachtet, sogar Verfolgungen wurden ergriffen; jedoch die Sachen regelten sich anders, seitdem eine ausgleichende innere Politik gegen alle Stämme des Habsburger Hauses sich anbahnte. In diesem Cultur-Slavophilismus sind wir auch am meisten thätig geblieben. Ihn auszulöschen in den Sympathien der Völker wäre ja unmöglich; ebenso schwer wäre es, ihn thatsächlich zu unterdrücken durch staatliche Maaßregeln, da in dieser letzten Hinsicht schon Alles versucht wurde und dennoch es nicht gelang, das Slaventhum aus einander zu trennen und es «an die Wand zu drücken». Der Cultur-Slavophilismus erstreckt sich über ein großes, fast unbegrenztes Gebiet — der Sprache, des Glaubens, der Tradition, Gefinnung, Aufklärung etc. Er kann wohl auch nicht fremd von einer gewissen Dosis politischen Charakters sein, jedoch würde es schwer fallen, sein logisches Princip zu verneinen. Er ist an und für sich lebendig und wird am Leben bleiben.

Diese verschiedenen Schichten der slavischen Triebe und Gefinnungen haben auch später den rein politischen Panflavismus hervorgerufen, dessen Anhänger und Motore jedoch immer in minderer Anzahl gewesen sind, und welcher jetzt keine energischen Kämpfer mehr besitzt. In diesem Panflavismus erzeugte sich hauptsächlich der Hader gegen den Teutonismus, den die Geschichte als einen meistens triumphirenden Gegner des Slaventhums zeigt. Jedoch scheint dieser Satz mehr akademisch gefaßt zu sein, als es in der Realität und im Leben heut zu Tage

erscheint. Der überzeugte und begeisterte Panflavist aber möchte gern alle slavischen Stämme vereint unter dem russischen Scepter sehen; er glaubt an die Möglichkeit so eines Factums in der Zukunft, und um dieses Ziel zu erreichen, ist er bereit, mit jedem Lumpen slavischen Ursprungs zu liebäugeln. Nur mit Polen kommt er nicht gut zurecht und weiß auch nicht, wo es eben zu placiren, was mit der Polakei zu thun wäre in der großen slavischen Agglomeration oder Föderation, die vor seinen Augen schwebt. Denn dieser slavische Stamm will auch nicht erlöschen, und die polnischen Weiber — «die gebären» ja weiter fort, ebenso wie zu Heine's Zeiten. Dieser politische Panflavismus hat zu gewissen Momenten auch Einiges geleistet, denn ihm könnte man einstweilen all' das Draftische in den serbischen Freiwilligen-Wühlereien vom Jahr 1876 verdanken, sowie auch in den Vorbereitungen zum bulgarischen Befreiungskrieg, welcher uns Ströme von Blut und Milliarden an Geld gekostet und uns durchaus geschwächt hat, in politischem und auch in moralischem Sinne. Dabei haben wir die Abschwächung unseres Einflusses im Orient erleben müssen, und die Undankbarkeit des kleinen, von uns geretteten Bulgariens, dieser schönen «Hekuba» (einer Dame, der jetzt so viele die Cour machen), welche noch bis heute den Frieden Europas stört. In den letzten Zeiten ist wohl dieser politische Panflavismus vollständig herabgesunken, nachdem wir nähere und mehr persönliche Bekanntschaften mit allen Schichten des Slaventhums gemacht haben. Uebrigens der Patriarch der Slavophilen, der Akademiker Pogodine, welcher während des Herzegowina-Prologes aus der Welt schied, ließ ein aufrichtiges Geständniß in den letzten Tagen seines Lebens fallen: «man solle nicht auf die Dankbarkeit der Slaven rechnen». Mit einem Worte, ein activer politischer Panflavismus ist nicht bei uns vorhanden, und so eine Partei hat auch gar keinen Bestand. Er gehört zum Gebiete der weiten und breiten historischen Träume und Phantasien; nur der Gedanke oder die poetische

Begeisterung Chomiakow's konnte derartige Pläne und Hoffnungen hegen. Der Funke aber einer solchen Gefinnung wird immer im Slavenblut keimen als eine Idee der vollkommensten, idealen Verbrüderung — in einem Lande, wo Milch und Honig durch die Zauber-Thäler des vereinten Slavismus fließen würden.

Die europäische, resp. die deutsche Presse meint es aber nicht so. Sie behauptet, Alles sei bei uns politisch-panflavistisch gefinnt; geschieht die kleinste Bewegung, das kleinste Factum, welches von nationalem Bewußtsein Zeugniß ablegt, so heißt es gleich: «panflavistische Umtriebe, Intriguen, Wühlereien» etc. Man verwechelt auch zuweilen die Panflavisten mit der echt russischen, nationalen Partei; man vereinigt sie sogar mit der Nihilisten- oder Anarchistenthätigkeit und will ein richtiges Verständniß des unglücklichen Wortes nicht wahrnehmen: «audacter calumniare, semper aliquid haeret». Dabei ist der Angriff auch so leicht zu eröffnen, denn mit dem Worte «Panflavismus» ist es ja leicht möglich, Alles in einem slavischen Lande zu erklären und zu decken; kommen einige orthodoxe Geistliche zur Berathung zusammen, wird eine Sitzung des Slavischen Wohlthätigkeits-Comités abgehalten (aus dessen Wirksamkeit alles Politische streng ausgeschlossen ist), läßt sich in Rußland eine patriotische Rede hören, erscheint in den Zeitungen ein das Deutschthum nicht billigender Aufsatz, — so lautet es gleich: «panflavistische Umtriebe und Wühlereien». Der Ausdruck ist fast zum Schimpfwort geworden im Munde der europäischen Presse und darunter auch der deutschen.

Nun fragt sich aber, — könnte denn Rußland, ohne sich von seiner Geschichte und Zukunft loszusagen, diese Idee, seine Sympathien und Triebe zum Slaventhum aufgeben? Könnte es eine Idee aufgeben, welche es befehlt, begeistert, welche im weiten Dunkel der zukünftigen und verflohenen Jahrhunderte als ein Leuchthurm schimmert und nie auslöschet? Nein, dies ist ein historischer Satz, Rußlands Schicksale, der Sinn seiner

Gefchichte, der Gefammtausdruck feines Bewußtfeins, der ruhige Hafen, wo es zu landen ſich beftrebt, wenn es auch noch Jahrhunderte keine thätigen Schritte in diefer Beziehung wagen würde! Das hiſtorische Schwergewicht treibt das große Land zur Einigung mit dem Blute feiner Brüder, zum gemeinfamen Leben, zur Einheit im Glauben, in der Sprache, in der Cultur und im nationalen Bewußtfein. Wohl überflüſſig wäre es, den Kindern des deutſchen Vaterlandes dieſes weiter auseinander-zufetzen, denn ſie wiſſen ja genau, wie theuer und füß die nationale Verbrüderung und Einigung dem menſchlichen Wefen erſcheint nach langen Jahren der Trennung.

Und ſo komme ich denn zu dem kühnen Phantaſiebilde, doch einmal den Fürſten Bismarck am Ruder der ruſſiſchen Politik ſtehend zu träumen. Was würde er dann von dieſem verachteten Panſlavismus, ſogar von dem activſten und dras-tiſchſten meinen? Gewiß würde er die große Idee nicht als eine Albernheit betrachten, ſondern mit Blut und Eiſen für die Erfüllung der Jahrhunderte dauernden Erwartungen kämpfen. Mit einem langen Barte, im ruſſiſchen Kaftan, als ein echter Boyar, begeistert durch die Ideen eines Minin und Poſcharfkoj, durch das Princip der hiſtorischen Sammlung des ruſſiſchen Reichs, hätte der orthodox-ruſſiſche Titan mitten im moskauer Kreml mit ellenlangen Buchſtaben das zaubernde Wort «Slavia» auf die ruſſiſche nationale Fahne gedrückt und, hoch ſie in der Hand ſchwingend, den großen Streit mit dem Weſten angebahnt. Kein Geheimniß hätte er daraus gemacht, er, der Urheber der derben Aufrichtigkeit in Politik und Staatsweſen. Vieles und Viele hätte er zur Rechenschaft gezogen. Die Triebe Oeſterreichs hätte er zum Norden hin gerichtet und nie die Vollendung des großen Werkes der deutſchen Einheit geduldet; der Habsburger Herrſcher würde auch heutigen Tages im Römerſaal präſidiren, jedoch beraubt der beſten Länder ſeines Reiches. Der Sieg wäre ſicher in den Händen des großen

Mannes geblieben, und der Orient dauernd zu den Füßen Rußlands gebändigt liegen. Alles Slavische hätte der große Mann verbrüdet und mit den starken Banden der Einheit und Vaterlandsliebe umwunden; nur die rührende Frage der Polaben und Kaschuben hätte er wahrscheinlich im Stiche gelassen, denn das «pas trop de zèle» gehört zu den Principien der gefundesten Politik. Practisch hätte er sicher die große Aufgabe gelöst und die Poesie hätte er vielleicht später überlassen. den Poeten. Ruhig und gehorfolm würden die Völker dem Worte seines Commandos sich fügen, und die Lumpen (wie sie auch da heißen!), die «nomina odiosissima», welche jetzt in der «Hekuba» wimmeln, würden fogar nie an die Oberfläche emporgetaucht sein. «Quos ego?» wäre zu seinem lauten Wahlfpruche geworden, und das alte Europa hätte einer tiefgreifenden Erschütterung erliegen müssen. Und Glück wäre ihm vom Himmel nicht verfatgt worden im Kampfe für das hohe gefegnete Ziel. O, könnte er denn auch nur einige Winke andeuten, wie er all' dieses Große gethan hätte, womit er den Anfang gebahnt, wie weiter den Kampf entwickelt, und wie er zum Ziele gelangt! Er hätte wohl auch das große Räthfel gelöst: wie foll es denn werden mit dem Dualismus der flavifchen und europäifchen Cultur, find sie zur Einheit und Einverleibung bestimmt, oder müssen sie abgefonderte Organismen bilden? Denn für unfer-eins fcheint die Idee einer separaten flavifchen, ich geftehe — fogar ruffifchen Cultur, mit der sich die Slavophilen zu brüften lieben, etwas unbegreiflich zu fein. Sobald ich davon reden höre, wird fogar mein Geficht farr und nimmt unwillkürlich den Ausdruck einer «facies hippocratica» an.

Leicht ift zu träumen! Das Schickfal hat aber den großen Mann dem germanifchen Stamme gefchenkt, und alles gefaltet sich heutzutage im Gegenfat zu dem Phantafiebilde, das ich eben darstellte. Rußland fteht ifolirt; wir werden fogar als Friedensförer hingefteht, als panflaviftifche Verfchwörer. Und

wenn wir noch etwas gefährlich erscheinen, so meinen die europäischen Publicisten, es sei nur, weil wir den Hunnen des Attila noch ähnelten und große Schaaren von Menschengefindel bewegen können. Dieser Panflavismus und Slavophilismus ist immer im Spiele in allen Angriffen gegen Rußland. Oesterreich muß gesichert sein, muß zum Orient sich begeben; deßhalb soll Rußland geschwächt auf jede Weise sein. Bär oder Löwe, der an der Pforte Europas ruhig lagert, soll er immer bis zur Erschöpfung, wenn auch durch Nadelftiche, bluten. Jedoch wäre es schauderhaft, eine moderne Gigantomachie zwischen den beiden Ländern zu insceniren. «Gefährlich ist's, den Leu zu wecken»

Garditschka!

Die europäischen Nerven vertragen nicht das Dasein dieses Bären oder Löwen. Die Combination des Patronirens Oesterreichs ist jetzt nun das Hauptmotto der «concordia discors» mit Deutschland, denn die «Hekuba» an und für sich soll persönlich nicht den Fürsten Bismarck interessiren. Nun, wenn aber Oesterreich mit der Zeit in Trümmer fallen würde, wie hieße dann das Motto? Natürlich, Rußland ist ja doch zu groß, zu mächtig, so solle man es wieder schwächen und ausbeuten, — würde es wieder heißen, u. s. w. ins Unendliche. Ist das System des ewigen Schwächens «per fas et nefas» seines Nachbarn ein wirklich gefundes und gediegenes Treiben? Denn zu viel glühende Kohlen auf sein Haupt solle man nicht sammeln? Man tritt dabei einem Staat gegenüber, der nichts von Deutschlands Landen begehrt und der activ nicht mit einer Geschichtsverbesserung beschäftigt ist, sich nur ruhig der Fluth des Stromes anheimgebend, welcher ihn mit der Zeit zu dem Endziele bringen wird, wenn es die Vorsehung billigt. Kein neuer Attila steht vor den Pforten Europas, sondern ein weiser und friedensgefinnter Herrscher, der nur das Wohl und die Ruhe seines Landes begehrt.

Worauf beruht denn der Haß und der Hader?

Ich halte meine Aeüßerung aufrecht: der Reichskanzler liebt als Geschichtsverbesserer aufzutreten, und Vieles ist ihm in dieser Richtung gelungen. Haftet nicht in seinem Bewußtsein und in seinen Erinnerungen der scharfe Eindruck der schweren Zeit, wo Preußens Schüchternheit und Bescheidenheit einen bösen Streich dem deutschen Lande spielte? Vielleicht ist es ihm nicht gelungen, dieser Gedanken sich zu entschlagen. Rußland war dabei sehr thätig, und ihm allein verdankte Deutschland seine Enttäufchung und, ich könnte sagen, seine Erniedrigung. Es war vor 38 Jahren, als der Alleinherrscher Europas (laut Bunsen's Aussage), der Kaiser Nikolaus, welcher dem Westen eine «Schweninger-Cur» vorzuschreiben und ihn solcher sich zu fügen (inclusive bis 1847) zu zwingen verstand, bis die Säbel und Gewehre bei allen Völkern verrosteten; welcher so eiferfüchtig die Statuten des Heiligen Bundes überwachte, und, gestehen wir es, nicht sehr die Idee, einen starken und einigen großen Staat als Nachbarn zu haben, billigte, — seinen Machtanspruch nicht zu Gunsten Preußens in dem Streite mit Oesterreich um die Suprematie in Deutschland verkündigte. Die Folgen ergaben den Olmützer Vertrag von 1850. Wären es nun heute nicht gewisse Repressalien für diese trüben, längst verfloffenen Zeiten? Denn Fürst Bismarck rächt sich auch im dritten und im vierten Gliede. Betrachten wir aber, wie damals die europäischen Verhältnisse standen, so muß ein anderes Urtheil darüber gefällt werden; denn das damalige Preußen war ein mittelmäßiger Staat, unter dem größten Einflusse Rußlands, und das ironische Sprichwort «travailler pour le roi de Prusse» galt noch, zu der Zeit, im vollsten Sinne. Nicht vom Kaiser Nikolaus hätte man je erwarten können, er würde Oesterreich, das er eben gerettet hatte, preisgeben. Ohne seine Zustimmung geschah aber doch in Europa nichts, um so weniger im Haufe seines Veters: Manteuffel mußte also nach Olmütz sich begeben. Doch waren auch zu diesen Zeiten Ver-

theidiger und beruhigende Kritiker des tieffchmerzenden Ereignisses, und wenn ich mich nicht irre, war der Reichskanzler selbst (damals junger Patriot) einer der Vertheidiger des abgeschlossenen Factums. Es ist eine Nothwendigkeit gewesen, und «Noth kennt kein Gebot». Und dennoch demselben Satze sich fügend, vielleicht jetzt, 38 Jahre später, leitet derselbe Staatsmann die Richtschnur seiner Politik gegen den großen Nachbarn; wir müssen vielleicht Repressalien erdulden für diese alte vergangene Zeit! Der Rückstand der russischen Cultur muß dem großen Lande durchaus zu fühlen gegeben werden. Der Bär muß, in seine Höhle getrieben, zurückgezogen leben und die Hunnen-Schaaren sollen in Ruhe bleiben.

Nein, keine mongolische oder orientalische Cultur wollen wir Europa aufdrücken, sondern wir suchen unsere Aufklärungsgelüste an den Quellen der westlichen Civilisation zu befriedigen. Getrennt durch Sprache und Glauben, bilden wir ein abgefondertes Gebiet, welches immer um einen großen Zeitraum rückständig vom Westen sein wird. «Natura non fit saltus.» Und der steile Wall, welcher uns vom Westen trennt, kann nur als eine Abwehr den europäischn Völkern dienen; für uns hingegen erzeugt er lauter schädliche Folgen. Und wie viel auch Rußland sich bemüht, den Westen nachzuahmen, dennoch wird es nie für ihn gefährlich sein. Zum Ausgleich wird es nimmer kommen, wegen ethnographischer, geographischer und klimatologischer Beziehungen. Nein, für Westeuropa wäre es vielmehr erwünscht, daß Rußland Bär oder Löwe bliebe, mit tamerlanischer Cultur und mongolisch-hunnischen Schaaren; denn im Westen ist die Civilisation jene vorzüglichste Kraft des Daseins, die wirkliche Stärke und Unüberwindlichkeit; wohl bekannt ist es ja Allen, daß in den glänzenden und ruhmvollen deutschen Kämpfen der Jahre 1863—1871 hauptsächlich der bescheidene «Schullehrer» gesiegt hat. Zum Leidwesen Europas sind wir schon etwas cultivirt; desto mehr bemüht sich der Westen,

uns Hemmnisse und Schwierigkeiten in den Weg zur Civilisation und Aufklärung zu legen.

---

Wie bekannt, ist die Gesammtcultur in Rußland durchaus nicht gleichmäßig im großen Lande vertheilt. Wir besitzen eine schöne Meeresküste, wo sie immer höher gestanden, eine Küste, für deren Erhaltung viel russisches Blut während Jahrhunderte geopfert wurde, und derentwegen ein starker Kampf dauerte. Es ist das sogenannte Baltische Land, das Land der stolzen Grafen, Barone und Ritter, welches öfters besprochen wird, sobald die Rede auf die Verbindungen Rußlands mit Deutschland kommt. So könnte ich auch nicht unterlassen, ein kurzes Wort über unsere Ostsee-Provinzen auszusprechen. Oft wird man die Meinung hören, als ob Deutschland Gelüste hege, sich mit der Zeit dies Land zuzufügen, indem es dem nationalen Grundsätze folgen müsse, daß überall, wo die deutsche Zunge klingt, es auch deutsches Land und deutsches Reich sein solle. Nehmen wir auch für einen Moment diesen Satz und diese Ansicht für etwas Positives und Wahres an, so würde, ungeachtet des Zweikampfes mit Rußland, dieses kühne Projekt schwerlich verwirklicht werden, da die stockbaltischen Patrioten nichts von einer Identificirung mit dem gesammten Deutschthum, oder eventuell einer Annexion an Preußen, wissen wollen. Ziemlich abgefondert vom deutschen Stamme und Thun haben die Balten während Jahrhunderte gelebt; dabei aber, inmitten selber, ganz besondere Institutionen, Rechte, Privilegien etc. sich angeeignet und ausgearbeitet, bei denen sie auch zu bleiben wünschen und die in keinem Falle zur Unification des deutschen Staatslebens stimmen würden, im Falle es auch gelänge, diese schönen Provinzen von dem russischen Staatskörper abzutrennen. Der deutsche Reichskanzler und sein Wirken scheinen nicht besonders populär bei diesem baltischen Germanismus zu sein. Dabei ist ja das deutsche Element nur im Großgrundbesitze und im Bürgerstande ver-

treten; die übrige Bevölkerung, Esthen und Letten, stehen ziemlich schlecht mit den höheren Ständen: so wäre es denn der deutschen Verwaltung schwierig, mit dieser Volke etwas anzufangen. Ein höchst eigenthümliches Land ist es durchaus! Der germanische Theil der Bevölkerung, welcher denselben Schiller und Goethe verehrt und zu den feinigern rechnet, wie jeder Preuße und Schwabe, wünscht dennoch keine Einverleibung ins deutsche Gesamtleben, obgleich zu den jetzigen Zeiten die sogenannte officiële Russification am schärfsten getrieben wird und die exceptionelle Lage des Landes durchaus zur Auflösung treibt. Lange Zeit erfreuten sich die baltischen Germanen ihrer sogenannten Privilegien; sie wurden auch geraume Zeit ziemlich verzärtelt unter dem russischen Scepter; nun treten schwerere Zeiten ein, und dennoch keine Ausichten auf eine Annäherung zum deutsch-nationalen Staatswesen! Es scheint also, daß die deutsch-vaterländische Gesinnung nicht überall herrscht, wo deutsch gesprochen wird. In Berlin ist diese baltische Richtung wohl bekannt, und die Idee, auf dieser Basis gegen Rußland zu operiren, vielleicht schon aufgegeben. Die Grafen, Barone und Ritter bilden ohnedies einen loyalen Adel, welcher schwerlich eine polnische Zweideutigkeit und Intriguenfucht zur Richtschnur sich wählen wird. Ob diese Russificirung gelingen, und welche Folgen sie davontragen wird, wollen wir durchaus nicht berühren, da ich in diesen Blättern kein Wort über die innere Politik Rußlands verlauten lasse. So viel nur kann ich gestehen, daß diese Ostseeprovinzenfrage überhaupt einen ziemlich delikaten Punkt bildet, der aber in keiner Hinsicht vom deutschen Standpunkt angetastet werden darf und soll. So könnten wir bei den jetzigen Verhältnissen uns wohl beruhigen, und Deutschland könnte auch nur mystisch und phantastisch diese Idee betreiben. Die Frage kann also keinen Zankapfel zwischen uns bilden, um so mehr, da hier gar keine Elemente irgend einer «Frage» vorhanden sind. So könnten wir auch ruhig das Rheinlied in diesem Sinne deuten:

Sie sollen sie nicht haben

Die schöne Ostseeküste.

Die Fahne, auf welcher einige Ruhestörer und hitzige Köpfe eine Einmischung der deutschen Politik in diese Sache prognosticirten, könnte also schon längst in irgend einem Zeughaufe verstaubt liegen. Dadurch fiel ein weiterer Vorwand zu Streitigkeiten in Folge der Beschaffenheit des Gegenstandes weg, und desto leichter wäre es für die Sache des Friedens und der Eintracht. Nein, keine Gefahr von dem Wehen der Westwinde an der baltischen Seeküste! Und für die Behauptung dieses Landes würde ja Rußland wie vor Zeiten alle Kräfte aufbieten. Warum umsonst das Blut vergießen? Denn wenn der Reichskanzler eine hohe Eifersucht wegen der Knochen des «pommer'schen Grenadiers» hegt, so ist auch für Rußland das Blut eines jeden seiner Helden theuer! Keine Spur von Hoffnung soll unseren Nachbarn bleiben, uns jemals einen Stoß von dieser Seite fühlen zu lassen.

Ich meine einen reellen Stoß, eine Waffeneinschreitung, ein Anfechten und dgl. Ein anderer Stoß aber, der culturhistorische, ist längst und standhaft an der Thür wahrzunehmen und stört ja dauernd und wiederholt den süßen Schlummer des Nachbarn. Dies ist wohl das dunkle Pünktchen, der trübe Horizont, das Unheimliche, das uns erscheint, wenn wir einen Blick in die Weite und Breite der Zukunft werfen wollen. Es ist ein gewisses Tremolo in der musikalischen «Suite», welche ich Ihnen vorspiele, eine Dissonanz der Friedensmelodie der Zukunft, die sich kaum aufzulösen vermag in Harmonie und Einklang. Sei es Pessimismus oder schlechte Laune, genug, der Beobachter der Gegenwart und der Forscher der Vergangenheit können sich nicht dem Gefühle der Beängstigung widersetzen bei dem Versuche, die Chronik der Zukunft in dieser Hinsicht zu prüfen. Vielleicht liegt in uns beiden eine Kraft, welche nicht dem Menschenvermögen gemäß zu bändigen ist und welche früher oder später uns gegeneinander treiben muß.

Diese Kraft, dieses Element, dieser dunkle Punkt ist der historische Trieb des jetzigen Jahrhunderts, der so oftmals besprochene Drang nach dem Osten. Die Geschichte, ebenso wie das Leben und die Natur, kennt keinen Stillstand, und da der tausendjährige Proceß des Dranges nach Westen, welcher aus der Zeit der Völkerwanderung stammte, bereits beendigt ist und schon das Seinige geleistet, sogar eine Pause eingetreten ist und die Bevölkerung die Grenzen des ihr zugewiesenen Raumes überschritten hat, so fluthet die Welle zurück mit einer Kraft, welcher nichts widerstehen kann. Das Gesamtbild der Weltgeschichte ist ja nur eine kolossale Ebbe und Fluth, und glücklich sind die Völker, welche ihr Leben und Ausbildung mit der Strömung und Fluctuation des historischen Oceans zu paaren verstehen und bei gleich ausgebildeter Kultur nicht aufeinander zu stoßen brauchen, keine Furcht gegen eine Ueberraschung haben müssen. Nun, ist es nicht der Fall für das große und wenig bevölkerte Slavenland? Jenseits unserer Grenze wimmelt es von menschlichen Wesen, und diese Agglomeration sprengt sogar die geographischen und politischen Bande, denn die ersten Bedürfnisse des Daseins, Luft und Nahrung, müssen dem Menschen frei stehen. Arbeitskraft, Energie, Fleiß, Fähigkeit, Gewerbe — sind gewiß ernste Corrective für den Schutz und die Förderung des Lebens, jedoch sie reichen nicht aus, sind nicht genügend. Gewisse Gruppen lassen sich auf Auswanderungen ein, siedeln sich an in benachbarten, später aber in weiter gelegenen Ländern, wo sie nicht immer freundlich aufgenommen werden, zumal wenn sie zu einer Nationalität gehören, welche anders geordnete Triebe in sich enthält und im historischen Keime ihrer Entwicklung sogar als Gegensatz während Jahrhunderte sich gestaltet hat. Leider ist der Fall genau so in unseren Grenzbeziehungen. Deutschlands östliches Grenzgebiet zählt keinen einzigen russischen Colonisten oder Einwohner; wir aber zählen an der westlichen Grenze solcher über Hunderttausende, vom

Tagelöhner bis zu dem Großgrundbesitzer. Die deutsche Colonisation dieses Landesstreifens datirt seit langer Zeit, seit den Zeiten von Polens Unabhängigkeit; vieles haben wir selbst dazu beigetragen, indem wir vor etwa 50—60 Jahren deutsche Fabrikanten und Gewerbsleute zu uns zogen, denn damals war dieses Grenzgebiet ziemlich öde und unbevölkert. Jetzt ist es anders: bis zu der Weichsel zieht sich scharf durchs Land die deutsche Einwandererschaar; in Westrußland wird das Gouvernement von Kowno schon ein «Kowenland» genannt; etwas höher stehen die Balten; im Süden, sogar an der Wolga, sind seit einem Jahrhundert Massen von deutschen Landleuten mit Ackerbau beschäftigt. Könnte man sich aber über das Betragen dieser Menge deutscher Einwanderer beklagen? Keineswegs! Denn Fleiß, Ordnung, Fachkenntnisse sind ihre Charakterzüge; jedoch wollen und können sie vielleicht nicht dem russischen Stamme und Leben sich einverleiben; sie bleiben Ausländer, bleiben unverändert bei ihren Stammes- und Cultureigenthümlichkeiten, dem Vereinsleben, Gefammtreiben, Glauben, Sprache, Schule, Sparsamkeit und Sitte. Treue Unterthanen ihrer neuen Heimath, bleiben sie dennoch deutsche Bürger, und im Falle einer Invasion würde der Feind eine jubelnde deutsche Bevölkerung als Hülfe und Basis finden, denn die Begeisterung für das verlassene Vaterland verlöscht nie beim deutschen Einwanderer. Seine Vaterlandsliebe, gestützt auf eine höhere Cultur als die, welche ihn umgiebt, gewährt ihm die Kraft, ganze Jahrhunderte keine Spur des Teutonismus zu verlieren, der ihn begeistert, belebt und aneinanderfesselt. Dagegen ist es uns nie gelungen, eine russische Colonisation nach Westen aus dem Inneren unseres Landes ins Leben zu rufen, weder aus freier Hand, noch officiös, oder sogar officiell. Unser Colonisationstrieb geht nach dem weiten Osten, bis zu den Wüsten und Oasen Mittelasiens, welche leicht in unsere Hände fallen und wiederum dem Drange unserer Cultur unterliegen. Und giebt

es denn etwaige Mittel diesen Zug «nach dem Osten» zu beseitigen? Nein, keineswegs! Dieser Drang, getrieben durch Cultur und Lebensbedarf, ist eine Sprengkraft, ein Motor, welche weder durch Gesetze, noch durch Verträge, administrative Maßregeln, Verfolgungen, Verkürzungen der Rechte etc. zu beseitigen möglich erscheint. Diese Kraft spottet aller Hemmnisse und Verbote. Und wenn sogar neue Einwandererschaaaren sich nicht mehr zeigten, so ist ja schon das natürliche Anwachsen der Masse, die schon jetzt anfällig ist, impofant genug, um die Nerven der übrigen heimischen Bevölkerung zu reizen, das Nationalgefühl zu stören und große Schwierigkeiten der Regierung des Landes entgegenzusetzen. Nur ein durchaus nationalfestes Grenzgebiet gebührt einem kräftigen Staate, und dieses hat sich Deutschland, dank dem Ueberfluthen deutscher Massen von West nach Ost, schon erworben; hingegen in dieser Hinsicht leidet unser Land am meisten. Wer könnte diesen Trieb zurückhalten, einen Trieb, der dabei dem Lande nur arbeitsfähige und fleißige Unterthanen giebt? Der Congo ist zu weit, Amerika beklagt sich schon über die europäische Einwanderungsfucht; der Weg nach Rußland aber — ist so kurz und wohlbekannt! Und diesen Weg schlagen immer neue Menschenkinder ein, welche sich in dem Lande fest ansiedeln und den Grundbesitz ebenso wie den Handel und die Gewerbe germanisiren. Ganz aufrichtig, ich glaube nicht an die Macht der Gesetze und Verbote, um diese Fluth zu hemmen! Und da der Strom ja immer fließt und fließt, so kommt es doch, vielleicht erst nach langen, langen Jahren, zu einer Collision, zu einem Zweikampf um Leben und Cultur. Und Bismarck's Schule der Sprengkraft des Patriotismus wird noch nicht verlöschen und das ihrige dazu beitragen. Vorsicht und Eintracht, Friedensliebe und gegenseitige Verträglichkeit wären vielleicht die einzigen Corrective, um womöglich dieses Resultat in die ferne Weite zu verschieben und den zwei großen Nationen ein ruhiges Leben noch lange Jahre zu sichern.

Ich irre mich vielleicht; der Optimist würde mich leicht widerlegen. So sei es denn, — und mit Freude erinnere ich mich der Tröstungsworte des bekannten Predigers, welcher seine Rede vor tiefbetrübten Zuhörern (nach einer graufamen Schilderung der Qualen der Sünder jenseits des Lebens) mit den Worten schloß: «Vielleicht ist's nicht ganz wahr!» Ja, möchte es wirklich nicht wahr und sogar wahrscheinlich sein, möchte sich die Zukunft in sanfter Ruhe gestalten, möchten keine Störungen im Keime der ethnographischen und geographischen Lage haften; auch möchten die Menschen das Mögliche dazu beitragen aus Nächsten- und Friedensliebe!

---

Betrachten wir also den Frieden als ein mögliches Ereigniß in der Zukunft, so entsteht die Frage der Gegenwart: Wäre es nicht möglich, die Reihe der Beschwerden, welche ich mir Ihnen zu skizziren erlaubte, zu löschen, sogar abzuschaffen und zu tilgen?

O, sicher, sicher wäre es möglich, — so lautet mein Hauptsatz. Alles Böse, was zwischen uns vorging und noch vorgeht, ist ja nur ein Mißverständniß. Keine Feinde sind wir gewiß; man hat aber Vieles beigebracht, um unsere Verhältnisse und Verbindungen womöglich zu stören, zu ätzen und mit Mißtrauen zu erfüllen. Mit Vergnügen weise ich bei dieser Gelegenheit auf die schönen Zeilen, die ich in der «National-Zeitung» dieser Tage gelesen. Der Freund des Friedens, der sie niederschrieb, macht den Vorschlag: Zeit wäre es, den Hader und den Zwist zu löschen, die alten Ränke und Zänkereien zu vergessen, das ganze Mißgeschick und Wirrwarr der Preßplänkelei zu beseitigen. Schön ist die Idee, besonders im jetzigen Moment, und derjenige, der sie vorschlug, ist ein Mann von aufrichtigem Herzen und gesundem Verstande. Diesseits und jenseits wird man aber schwerlich diesem Rathe folgen wollen, obgleich die Nerven gegenseitig genug gereizt sind und für die wohlthuende, erquickende Re-

action schon längst die Stunde geschlagen hat. Verzweifeln wir nicht, denn, wie ich oben erwähnt, der ganze Zwist und Kampf ist ein reines Mißverständniß.

Ich betone dieses besonders und wiederhole auch zum dritten Male: es ist ein Mißverständniß.

Keine Feinde sind wir, auch nicht in den jetzigen Zeiten. Die Romantik der Geschichte wirkt auch nicht so eingreifend auf unser Gemüth, daß der mehr in der Vergangenheit gelegene Kampf des Teutonismus gegen den Slavismus uns immer ansporne und anfeuere. Die heutige Feindseligkeit erscheint so ziemlich affektirt und erkünstelt, auf listigen politischen Gründen ruhend und wie an den Haaren herbeigezogen, um den Drang nach dem Süd-Ost für Oesterreich zu fördern. Ins Praktische umgesetzt, wo würden Sie mehr verlieren? Im blutigen titanischen Zweikampf mit Rußland (dessen Kräfte groß sind, ungeachtet des Fehlens der Schulmeisterwirkung), oder indem Sie die Triebe Oesterreichs auf eine andere Art zu bändigen versuchen? Im ersten Falle wären die Chancen wenig sicher; Rußland sich zum Feinde zu machen, wäre eine «politique d'aventure», die nicht die Zustimmung des Verstandes erwarten könnte. Bis jetzt sind wir gewiß noch keine Feinde, aber beide Seiten unterliegen dem Einflusse langjähriger Hetze und Zänkerei, welche fast einem europäischen Scandal ähnelt. «Seht da, die traditionellen Freunde der früheren Zeiten», ruft jubelnd das europäische Publikum, auf uns deutend. Und kein ehrlicher Makler hat sich noch die Mühe gegeben, diesen Zwist zu beseitigen; denn Alles, was nur Rußland schaden kann, ist ja erwünscht und freudevoll für den Westen! O, mein Land, geheimnißvolle Sphynx, immer gehaßt und verleumdet! Ruhig verbleibe in deinem erhabenen Wesen, verschmähe die Worte des Neides und Hasses und sei denn immer das Land der Eintracht und des Friedens!

Vor allem vergessen wir aber nicht die Politik der Nothwendigkeit, der praktischen Staatsbedürfnisse und des Anstandes;

auch sie spricht ein lautes Wort für den Frieden. Dem System der Aufrichtigkeit folgend (nichts helfen mehr, zur jetzigen Zeit, List und Lüge!), müßte auch Deutschland gestehen, daß der Kampf mit Rußland mitten im Frieden, diese «concordia discors», dem Lande zur drückenden Last fällt; Viele würden sogar in Ihrem Lande für eine vollkommene Ausöhnung stimmen. Jedoch weit von uns sei die Politik des Gefühls, der Blumenkränze und der Myrthen, die syrupschwitzende Politik mit ihrer Quintessenz der Liebe; rufen wir aber zum Leben die Politik des praktischen Sinnes für zwei mächtige Staaten. Mögen die Früchte des Bodens, der Handel und das Gewerbe in unseren Gebieten gedeihen, ohne einen Rückstoß oder Erschütterung von Friedensstörungen und politischen Börsencrassen fürchten zu müssen. Im Frieden könnten wir unendlich mehr der Menschheit leisten als bei Feindschaft, denn gemeinsame Kräfte sollten wir dem Kampfe gegen die zerstörend wirkenden Lehren der Gegenwart widmen. Das Programm des guten Schaffens wäre gewiß ausgedehnt genug, die Ziele groß und erhaben!

Doch wie zu einer solchen Einigung und Eintracht gelangen? Vor Allem ist der gute Wille nöthig, recht aufrichtig beiderseits; die «concordia discors» zwischen uns soll aus dem Weg geschafft werden, und unsere Wunden, unsere tiefen Wunden müssen mit «markigen Oelen und geläuterten Hefenweinen» gesalbt werden, mich der Worte des alten Propheten bedienend. Die Politik der Entfremdung muß übergehen in aufrichtiges Vertrauen. Kein Mitglied der «Peace-Society» bin ich und kein Schwärmer für die Möglichkeit eines ewigen Friedens; dennoch überlassen wir die Eventualität des Waffenstreits nur ganz exklusiven Völkercollisionen, wo kein anderer Ausweg zu finden ist. Was uns aber anbetrifft, so sind wir, wie gesagt, sogar keine Feinde, nur fauertöpfisch gestimmte Nachbarn. Den Zustand zu bessern, das Frühere herzustellen, ist gewiß möglich, leicht möglich sogar, wenn dabei der gute Wille zum Wirken kommt.

Vielleicht gelangen wir fogar zur Verwirklichung der Idee einer allgemeinen Abrüstung, welche durchaus nicht die Idee der Möglichkeit der Kriege beseitigt. Der berühmte «Heilige Bund» gab der Welt eine 40jährige Ruhe, und die Menschheit hat sie trefflich benutzt, denn nur in der Ruhe kann man arbeiten und schaffen. Reich und glücklich sind die Länder, wo die Kriegsrüstungen nicht hunderte von Millionen verschlingen: so Amerika mit seinen 235 Millionen Budget-Ueberschuß, so auch das kleine Finnland. Mögen die großen Politiker und Weltführer den Menschen auch etwas Ruhe gönnen, ihnen erlauben, Athem zu schöpfen, ihnen Zeit geben, sich etwas einzurichten, eine große Colonisation zu unternehmen u. s. w. Wenn Krieg und Menschenflächerei das letzte Wort der Civilisation ist, dann möge ein donnernder Fluch auf dem Erdball lasten! Wenn es immer nur Hader und Zwist unter den Menschen geben soll, so möge doch schneller der graufame Comet auf unsere Schicksale sich stürzen und uns in Pulver und Staub zerfchmettern. Und dieses wäre ein Ende! Dann könnten wir zur Ruhe uns begeben, dann brauchten wir mit keinem Haß und Hader noch etwas zu thun haben, nicht zu kämpfen mit Menschenleidenschaften. Da aber dieser Moment uns noch weit entfernt erscheint, so wollen wir, in Ruhe und Frieden auf diese letzte Stunde harren. «Tolle causam» lehren uns die Weisen. So lebe denn eine wirkliche, aufrichtige und dauernde, nicht nur eine scheinbare Freundschaft, keine officielle oder officiöse. Sie allein ist nothwendig, gepaart mit aufrichtigem Zutrauen, welches rasch die Bismarcko- und Ruffophobie tilgen würde; schnell würde auch dann der Glaube an die ruffisch-panflavistische «Wühlereien» verschwinden. Und in moralischem Sinne könnte man auch nicht zu einem Ausgleich gelangen? Da (laut vorliegender Diagnose) beide Völker und Staaten etwas einander schulden, wäre es nicht möglich, diese muthmaßlichen Größen als gegenseitig aufgehoben zu betrachten; das Debet und Kredit zu quittiren, als gemeinsam gestrichen und

ausgewieft («Schwamm drüber!») beiderfeits in unferem Nationalbewußtfein anzunehmen? Leichter wäre es fodann, die normale Lage unferer Verhältniffe herzustellen. Vernunft foll den Platz der Nervofität und Zänkereien einnehmen. Und um die Möglichkeit eines folchen Resultates anzudeuten, fo geftehe ich, der immer der patriotifch-confervativen Gefinnung meines Landes angehörte und angehören wird, nicht die kleinfte Befchwerde zu fühlen, mich als Germanophile und Bismarckophile zu bekennen; ich geftehe offen, daß wir dem Germanismus unendlich viel fchuldig bleiben, was andererseits durchaus nicht die Ueberzeugung ausschließt, daß Deutschland feine Schuld (anderen Charakters und Urprungs) auch weit nicht getilgt hat. Denn fei ich auch ein noch fo großer Freund des Germanismus und der Deutfchen, kann ich nicht mein nationales Urtheil und Bewußtfein leugnen; ich könnte nicht in Abrede ftellen, daß für mein Land zur jetzigen Zeit die Politik der freien Hand am paßendften wäre; ich könnte nur zuftimmen einer ftarken und ohne Feindfeligkeit getriebenen inneren und äußeren Nationalpolitik. Ich glaube, daß mein Germano- und Bismarckophilismus mich nicht im mindeften ftören kann, ein ftockruffifcher Patriot zu fein und zu bleiben, ein Satz, welcher gar vielen meiner Landsleute als unverdaulich erfcheinen wird. Wenn diefes Bekenntniß meinen Parteigenoffen nicht gefallen würde, fo können die Herren mir ihre Rechnung fchicken.

Gewiß können Sie mir entgegen, daß in meinem Lande nicht Viele das Gefammte und die Einzelheiten meiner Aeufferungen genehmigen werden, und daß es dabei doch beim früheren bleiben muß. Sicher würde eine Aenderung der öffentlichen Meinung eine längere Zeit gebrauchen; jedoch ift es durchaus anzuerkennen, daß Niemand fo leicht zur Verföhnung zu bringen ift als der Ruffe; giebt es doch große Schichten des ruffifchen Volkes, die fehr patriotifch, aber auch durchaus friedlich gefinnt find und gar keine Vorliebe für die Polaben und

Kaschuben hegen. Vergessen wir nicht, daß unsere Arbeit nicht sowohl uns selbst (die Arbeiter), als unsere Kinder und Nachfolger zum Ziele hat. Für diese müssen wir bessere Zeiten bereiten und schaffen. Ich gestehe sogar, daß auf die Frage, ob es Viele giebt, die meine Gesinnung und Gesichtspunkte theilen, ich aufrichtig antworten muß: nein, denn das Uebel ist schon veraltet, das Gift der Preß-Hetze in den Organismus etwas eingedrungen. Wir dürfen aber nicht verzweifeln; denn Friede soll nicht auf uns allein seinen Duft hauchen, sondern auf einen immer sich verjüngenden Organismus, auf die aufwachsenden und künftigen Generationen.

Ja, Friede soll es sein, und wieder wie früher soll ein jeder von uns beiden sich im Nachbarlande wie heimisch fühlen. Es ist Zeit, ein energisches «pax vobiscum» über alle unsere Streitigkeiten und Ränke auszusprechen und ein gefelliges Leben des guten Humors anzufangen. Auf den Flügeln der Veröhnung sollen wir den Weg der Eintracht einschlagen, und da Ihre Zeitschrift als ein starker Gönner der Friedensidee auftritt, so denke ich, in Ihrer Gesinnung einen Nachklang meiner Gedanken zu finden. Wenn es nicht so wäre, so widerlegen Sie mich, sprechen Sie Ihre Beschwerden laut aus, formuliren Sie Ihre Thesen, nur bleiben wir nicht im Dunkeln, in der trüben Finsterniß der Feindseligkeit, denn wir können ja ruhig leben, ohne uns zu schaden. Ruhig kann der schöne deutsche Rhein seine Fluthen durchs deutsche Land wälzen. Wir stören ihn ja nicht; ebenso werden Sie nicht unsere Wolga stören. Platz ist genug, und die Geschichte hat uns so nahe, auf so freundschaftlichen Fuß gestellt, daß noch heutigen Tags uns nur das kleine Prosna-Bächlein theilt, seinen lieben Strom ganz ländlich den Schafen und Kühen des diesseitigen und jenseitigen Ufers darbietend, — diesen vernünftigen Thieren, welche der Rassenfeindschaft und der Geschichte ihrer Vorfahren unwissend, friedlich am Bächlein weiden.

So fließe denn mein Bächlein ruhig weiter,  
Durch dieses Thal der süßen Harmonie — nie — nie!

Diese Leierkasten-Melodie genügt, um uns den friedlichen Sinn unseres geographisch-politischen Verhaltens vor die Augen zu stellen. Ich bin dort gewesen und habe aus dem Bächlein das trübe Wasser getrunken. Es ist sogar kein Thal vorhanden; nur ein freies Feld theilt uns, die sogenannten Feinde! Gewiß hat uns die Geschichte zu Freunden geschaffen, denn durch die Breite dieses Fließchens können wir ja sogar uns die Hand reichen. Jedoch liegt hier die Grenze zwischen der europäischen und russischen Cultur; dieses bescheidene Fließchen ist wohl ein starker Strich auf Europas Karte, und bei seinem Namen erinnere ich mich immer einer Erklärung des Reichskanzlers im Parlament (1865), wo die Verschiedenheit der Cultur diesseits und jenseits dieser ländlichen Prosna geschildert wurde. Und seitdem kann ich den Namen dieses gemüthlichen Fließchens nicht erwähnen, ohne ihn mit guten Worten zu preisen, denn er ist ein reelles Kennzeichen, daß zwei mächtige Staaten derart im Laufe der Jahrhunderte sich eingewebt und eingelebt haben, daß ein Bächlein genügt, um den Grenzstrich zu bezeichnen.

So lebe die Prosna, das liebe Grenzfließchen! Sanft mögen deine bescheidenen Wellen fließen und für immer nicht allein unsere geographisch-politische Grenze, sondern auch das Sinnbild unserer friedlichen Annäherung und Gesinnung bleiben!

So muß es sein, — denn an Feindschaft ist es mir unmöglich zu glauben. Haben denn in der Geschichte nicht auch ganz starre Feindschaften auf dem Gebiete des Stamm-Hasses geendigt? Stolz und feindselig waren die Montecchis gegen die Capulettis (mögen sie das Symbol des Teutonismus und Slavismus sein), jedoch die rührende Geschichte der Verliebten von Verona zeigt uns, daß Liebe stärker als Haß ist, — denn Romeo liebte ja innigst die Julia, und die Julia den Romeo! So wollen wir auch nicht an die Möglichkeit, den Weg zur Veröhnung anzu-

bahnen, verzweifeln! Dann müßte aber Fürst Bismarck die Rolle der Amme spielen bei der Julia. Gehorsam und aufrichtig hätte sich sodann die schöne Frau dem Willen ihrer vielgeliebten und weisen Amme gefügt, sobald dieselbe das zaubernde Wort des «Friedens» auszusprechen geruhen würde.

Dem sei so!

Mit diesem aufrichtigsten Wunsche möchte ich den Schluß-Accord der chromatischen Tonleiter, die ich Ihnen leider so unvollkommen vortrug, ertönen lassen. Bevor ich aber von Ihnen Abschied nehme, will ich in Gedanken einen vollen Becher dem dankbaren Andenken der großen Lehrer, welche uns das deutsche Land jemals gab, weihen, — den unter dem Grabe ruhenden hohen Geistern und thatenreichen Männern! Einen zweiten Becher will ich als lautes «Hoch» auf das Wohl der jetzt lebenden Freunde und Gönner der Idee des Friedens heben, der Idee der Eintracht zwischen zwei benachbarten großen Völkern, die sich die Hand wieder reichen müssen, zumal jetzt, wo die Blicke der ganzen Welt zum Norden hinschauen, auf das glänzende Geschwader, das immer schneller nach Osten eilt. Stärker rauchen die Dampfer, die Räder brausen und zischen, und fröhlicher lächeln die See-Nymphen. Unbewölkt strahlt der Himmel, die Küste schimmert, das Ziel ist nah!

Freundlich und breitausgefaltet wehen die russischen Flaggen entgegen. Hören Sie? Es donnern die Kanonen von Kronstadt!

Genehmigen Sie, geehrter Herr, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochachtung.

**Fürst Nicolaus Galitzyne.**

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.